Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 18 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 1. Mai 1908

Liebenbergers Eide.

Am einundzwanzigsten April, dem Geburtstage Huttens, saß Maximilian Harden wiederum vor der Schranke; hatte dem Platz auf dem Sünderstühlchen diesmal aber den Klägersitz, dem stillosen Ziegelbau in Moabit den Münchener Gerichtsbau in der Au vorgezogen. Ein andrer Himmelsstrich, mit andern Menschen, andrer Luft, anderm Richter. Ehe wir das Ergebnis betrachten, sei, im Interesse einer besseren Werthung des Erreichten, ein kurzer Gang durch Vergangenes gemacht, aus der Vergessenheit gezogen, was noch der Gegenwart schuldet.

Vom Herbst 1906 bis Ostern 1907 erschienen in der „Zukunft" ein paar Artikel, in denen vom Fürsten Philipp zu Eulenburg die Rede war. Freundlich klang sie nicht, doch hielt sich Alles im Rahmen des Vertretbaren und überschritt nach Form und Inhalt nirgends die Grenzen des Zulässigen; sie war nicht so schroff, wie manche, die wir schon aus dem Munde Höherer gehört, war besser begründet, und betrat das Gebiet des Persönlichen nur, wo keine andre Möglichkeit für die Erreichung des einmal gewollten Zweckes vorhanden war. (Persönliches ist aus der politischen Publizistik nie zu bannen; so wenig wie aus der Historie, die sich ums Verstehen der Vergangenheit müht. Wer, wie unsre lieben Parteiapologeten, überall nur „sachliche" oder gar „brennende Fragen" sieht und nichts von Psychologie versteht, mag ein braver Mensch sein, wird ewig aber in politicis ein Stümper bleiben.) Mit dem Fürsten von Hertefeld und Liebenberg wurde, neben Andern, auch Graf Cuno von Moltke genannt, wurde gesagt, daß er mit dem Eulenburger intim befreundet sei und zu einem Grüppchen gehöre, das allerhand unverantwortliche Geschäftchen besorge, dem Kaiser mit guten und ehrfürchtig devoten Rathschlägen in den Ohren liege und den verantwortlichen Rathgebern der Krone die Erledigung des politischen Geschäfts erschwere. Ob sie geeignete Persönlichkeiten für die Umgebung eines leicht bestimmbaren, in seinen Entschlüssen leider oft jähen Monarchen waren? Harden verneinte die Frage und motivierte die Verneinung mit dem unmännlich gefühlvollen Schwärmerwesen, das den Herren eigen sei. „Lauter gute Menschen, poetisch, musikalisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als vom weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und schriftlichen, von rührender Freundschaftlichkeit."

Der Vorwurf perverſen Empfindens war nirgends erhoben, nirgends auch nur angedeutet; von dem homoſexueller Bethätigung gar nicht erſt zu reden. Die Folge war denn auch, daß ſich in der Oeffentlichkeit nichts rührte; Niemand verſtand, was der Herausgeber der „Zukunft“ meinte, jeder, was er wollte. Und die Herrn, von denen geſprochen worden war, hüllten ſich in Schweigen, hüteten ſich ſorgfältig vor jedem am hellen Tag erkennbaren Schritt. Im April 1907 endlich erſchien nochmal ein ſtarker Angriff auf den Eulenburger, Graf Cuno von Moltke aber wurde nicht mehr genannt. Im Mai erhielt der Stadtkommandant plötzlich mit Hohenau zuſammen den Abſchied, und bald ſickerte durch, daß die Verabſchiedung mit den „Zukunft“-Artikeln in Zuſammenhang ſtünde. In welchem? Noch wußte es Keiner; doch ging ein Hexenſabbath los, wie er ſeit Langem nicht zu ſehen war. Jede Schandthat wurde den Entlaſſenen nachgeſagt und willig geglaubt. Und Alles ſollte, was die in der Maibrunſt erhitzte Reporterphantaſie zu erſinnen vermochte, vor langen Monaten nun in der „Zukunft“ geſtanden haben. Harden, der die Gefährlichkeit des Treibens bei Zeiten erkannte, winkte ab, und wurde zum Dank dafür nun durch alle Goſſen geſchleift. Daß er das, was die Herrn nun behaupteten, nie geſagt hatte, kümmerte Niemand mehr; wurde auch nicht geglaubt, und Leutchen, die nie auch nur das Allerbeſcheidenſte gewagt hatten, riefen nun im Bruſtton ehrlicher Entrüſtung von früh bis ſpät über den Markt: „Harden kneift“. Die Herrn in Liebenberg aber freuten ſich der gelungenen Wendung und begannen zu hoffen; verſuchten alsbald auch, aus den Thorheiten, die ſenſationshungrige Skribenten ausgeheckt, dem läſtigen Publiziſten einen Strick zu drehen. Sie mimten plötzlich die tief Gekränkten und liefen zum Staatsanwalt; der Eine, um eine öffentliche Beleidigungklage gegen den Herausgeber der „Zukunft“ zu erlangen, der Andere, um in einem durch Selbſtbezichtigung veranlaßten Ermittelungverfahren von beiſpielloſer Lächerlichkeit ſich ſeine ſexuelle Intaktheit beſcheinigen zu laſſen. Das war, wie jeder vorausſah, bald zu Ende. Als einziger Zeuge wurde Harden vernommen, der zu Protokoll gab: „Ich habe niemals ausgeſprochen, daß Fürſt Philipp zu Eulenburg ſich geſetzlich ſtrafbarer Handlungen ſchuldig gemacht habe. Ich ſelbſt kann irgendwelche geſetzlich ſtrafbare Handlungen des Fürſten Eulenburg nicht bezeugen, da ich perſönlich niemals eine ſolche Wahrnehmung gemacht habe.“ Damit wurde das wundervolle Verfahren eingeſtellt. Seine Durchlaucht hatte ſich die Sache etwas bequem, den Sieg allzu leicht gemacht. Und gab ſich mit einer Ausſage zufrieden, deren provokatoriſcher Charakter für einen Diplomaten nicht leicht zu verkennen war. Für die Preſſe aber ſtands feſt: Harden kneift. Kniff er wirklich? Oder wollte er nur ſchonen, ſo lange irgend es ging?

Hundertmal hat ers geſagt. Hat verſichert, daß er nie weiter gehen würde, als er gedrängt werde; und hat ſich, trotz tauſend Widerwärtigkeiten und Erfahrungen gemeinſter, niederträchtigſter Art, an ſeinen Vorſatz gehalten. Hätte ers nicht gethan, die Herren Phili und Cuno liefen längſt nicht mehr als verkannte Idealiſten in der Welt herum, die Schöffengerichtsverhandlung wäre anders verlaufen, der ſkandalöſe Prozeß vor jener ehrenwerthen vierten Strafkammer des Landgerichts Eins zu Berlin, die kalten Herzens die Erdroſſelung wichtigſter Beweisanträge beſchloß, wäre unmöglich geweſen. Wie wars doch noch vor einem Vierteljahre? Hebt vom Gedächtnis die Riegel! Denkt an die Rollenbeſetzung, an das Zuſammenwirken, an all die lieblichen Einzelheiten, für die ſich keine Rüger fanden. Da wurde ein Kläger unter ſeinem Eide vernommen über ſeine Triebe und Empfindungen, durften Beſchuldigte Reinigungseide ſchwören, als wären wir in den Zeiten der Salier und Franken, konnten die confabulati ſich zu ein-

trächtigem Handeln vor den unverbundenen Augen der Themis verbinden. Damals, erinnert Euch, durften zwei Beschuldigte sich hinter verrammelten Thüren weiß waschen, und wurden dann, hac re optime gesta, der überraschten Nation als sittenreine Engel präsentirt, nachdem man eine bis dahin ehrenhafte Frau in den Koth zu treten, ihre Aussage unter Bedrohung mit Angriffen auf ihre Frauenehre vom Unbequemen zu reinigen versucht hatte. Noch heute weiß die Oeffentlichkeit nicht, wie man die Frau behandelte, weiß nicht, daß Fürst Phili, der enthusiastische Sänger und Freund aus Onans Geschlecht, es war, der seine Zeugenaussage mit einer halbstündigen Schimpfrede wider sie begann. Willig saßen die fünf Leutchen, die Recht zu sprechen hatten, auf ihren Sesseln, und bewahrten alle Worte des Mannes, „den, nach eines Oberstaatsanwalts Empfinden, Jeder lieben muß, der ihn sieht," getreulich bis zur Urtheilsfällung in ihrem Herzen. Der kargte mit den Gaben nicht, die ihm die Natur verliehen, und hat sicher in seinem Leben nie vor verständnisvolleren Ohren gepredigt; wider Satanas, der den „Geliebten seines Herzens", seine „Seele" in eines Weibes Maske versucht hatte. Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld war der Stratege des ganzen gegen Harden inszenirten Feldzugs. Nun fällt er als Erster, wie sichs gebührt.

Suum cuique. Wie sichs gebührt. Keiner hat je so mit seinem eigenen Schicksal gefrevelt, Keiner so frech mit der Wahrheit gespielt. Er zeihe doch ja keinen Andern der Schuld an seinem Fall. Alles hat er, wie es kam, provozirt; und daß er in altersgrauen Kriminalisten (ihres Thuns bewußte oder unbewußte) Helfer fand, entlastet ihn nicht. Er war der Schöpfer des Plans, der sich in seiner ganzen Wucht nun gegen ihn selber kehrt. Er stand hinter dem „Geliebten", lenkte jeden seiner Schritte. Er war der Vater des Gedankens, die von Reporterunverstand ins Maßlose vergröberten Andeutungen Hardens als Prozeßbasis festzuhalten, um ihn sicher treffen zu können. So rächt sich alle Schuld auf Erden. Wer Sinn für dramatische Wandlungen hat, kann den Gang der Dinge nicht oft genug betrachten. Was Harden nie geschrieben hat, wird als behauptet unterstellt, und was als behauptet unterstellt wurde, wird als faktisch nun von dem Gedrängten erwiesen. Doch ehe wir das in München Festgestellte betrachten, ist ein Blick auf das in den letzten Julnächten Passierte, auf die Begründung des Strafkammerurteils nicht zu umgehen.

Was an dem Prozeßverfahren auszusetzen war, wurde hier bald erörtert. Daß nicht gegen Harden, sondern gegen eine Frau verhandelt wurde; daß man Zeugen gegen ihr Zeugniß und ihre Person heranschleppte (klassische: die Schwester des Klägers, verärgerte Dienstboten, einen Wiener Arzt, den wir hoffentlich noch einmal vor einem deutschen Gerichtshof sehen; er ist heute schon aufs Schwerste kompromittirt) und Alles, was über sie Günstiges ausgesagt wurde, einfach ignorirte. (Geheimrath Schweninger, dessen Frau, ihr langjähriger Hausarzt Dr. Korth: was sie sagten, existirte nicht; denn Phili hatte ja einen Vortrag gehalten.) Daß Bismarck von den Herrn Lehmann, Gohr, Fritzschen, Simonson und Langes als Zeuge abgelehnt und zum Verleumder gemacht wurde, um Phili zu retten. Daß man auf vier Monate Gefängnis für ein Vergehen erkannte, das durch ganz willkürliche Interpretation konstruirt, in Wahrheit nie begangen worden war. Und daß man dem Herausgeber der „Zukunft" belastete, auf Bismarck und Frau von Elbe gehört zu haben. Ihm wurde als besonders erschwerend vorgehalten, daß er, ehe er schrieb, sich nicht sorgfältiger erkundigt habe (dabei war schon im Januar, trotz unglaublicher Knebelung der Vertheidigung, mehr als wahr, erwiesen, als Harden je behauptet hatte);

wurde überdies noch eine Verletzung des Redaktionsgeheimnisses zugemuthet Endlich leisteten sich die Herrn noch eine durch nichts erwiesene Unterstellung und sprachen von Sensationslust des (damals; heute sitzen vor dem Volksgewissen andere auf dem Sünderbänkchen) Angeklagten. Als das Urtheil ergangen war, schrieb ich hier: „Ich bestreite, daß die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins in eine objektive Würdigung des Thatbestandes eingetreten ist. Wäre sies, nie hätte ein Urtheil von so handgreiflicher Ungerechtigkeit zustande kommen können." Erinnerte an den Bericht, den der Großkanzler Cocceji vor hundertsechzig Jahren an seinen König sandte, der in beweglichen Worten klagte, daß „die Prokuratoren eine wahre Pestilenz der Justiz" seien, und „mehrentheils Lakayen gewesen und gleichwohl den ganzen Prozeß dirigirten." Sagte: „Ich kann keinen Standpunkt gewinnen, der mir das von der vierten Strafkammer des Berliner Landgerichts gegen Maximilian Harden gefällte Urtheil berechtigt erscheinen ließe, und es ist auch keine Frage, daß die Ruhe nicht wiederkehrt, solange dieser beschämende Fehlspruch zu Unrecht besteht." Erklärte vier Wochen später (als endlich, endlich das schriftliche Urtheil vorlag): „Die ganze Begründung ist unhaltbar; was sie voraussetzt, existiert nicht, hat nie existiert. Darum fort mit ihr. Und das sobald wie irgend möglich. Denn nicht Hardens Prestige ist gefährdet, sondern die Frage, ob noch Recht gesprochen wird in politischen Prozessen, lastet schwer auf unserm Gemüth. Wenn so das Unzulängliche Ereignis werden, das Unbegreifliche geschehen kann: was wäre noch unmöglich?" Nie ist der Frage Antwort geworden. „Ich habs gesagt und abermals gesagt: auch hörten rings die Männer in die Runde. Die Einen riefen Ja, doch mit dem Munde, die Andern haben nie ein Nein gewagt!" Nicht Lagarde allein hat im neuen Deutschland so betrübende Erfahrung gemacht. Und wie vor siebzig Jahren, gilt heute noch das Wort von Jacob Grimm: „Die Welt ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden, und zurückweichen. Ihr Zweifel gleicht dem Unkraut, das auf den Straßen durch das Pflaster bricht, Manche rotten es aus, doch nicht lange, so hat es wieder ganze Stellen überzogen."

Ehe sich die Herren Lehmann, Gohr, Fritzschen, Simonson und Langes zur Fällung ihres Fehlspruches zurückzogen, erhob sich der Herr Oberstaatsanwalt und Geheime Justizrath Doktor Isenbiel, um im Namen des Fürsten Phili auf Liebenberg eine Erklärung abzugeben, wie wohl kaum je seit der Reichsgründung eine von einem Staatsanwalt für einen Zeugen abgegeben worden ist. „Wenn sich, begann er, Fürst Eulenburg derartige Verfehlungen hat zu Schulden kommen lassen, einem klaren und einwandfreien Zeugniß gegenüber, daß er niemals eine Schmutzerei begangen habe, so würde er sich des Meineides schuldig gemacht haben. Der Fürst bittet deshalb jeden Menschen, der noch einen Funken Gerechtigkeitgefühl verspürt, ihn zu denunziren wegen Verletzung der Eidespflicht, sofern der Betreffende irgend einen Zeugen dafür beibringen könnte, daß der Fürst sich eines Vergehens gegen Paragraph 175 oder irgend eines andern sexuellen Vergehens schuldig gemacht habe." Das war am 2. Januar. Am 21. April haben in München zwei Zeugen unter ihrem Zeugeneide bekundet, daß Philipp, Fürst zu Eulenburg und Hertefeld, mit ihnen „Schmutzereien" getrieben habe. Gegen die Glaubwürdigkeit beider Zeugen liegt auch nicht der bescheidenste Einwand vor, und beide Aussagen harmoniren überdies aufs Beste mit der ebenfalls beschworenen Aussage des (im ersten Schöffengerichtsverfahren vernommenen) Zeugen Vollhart. Der Zeuge Georg Riedel hat bekundet,

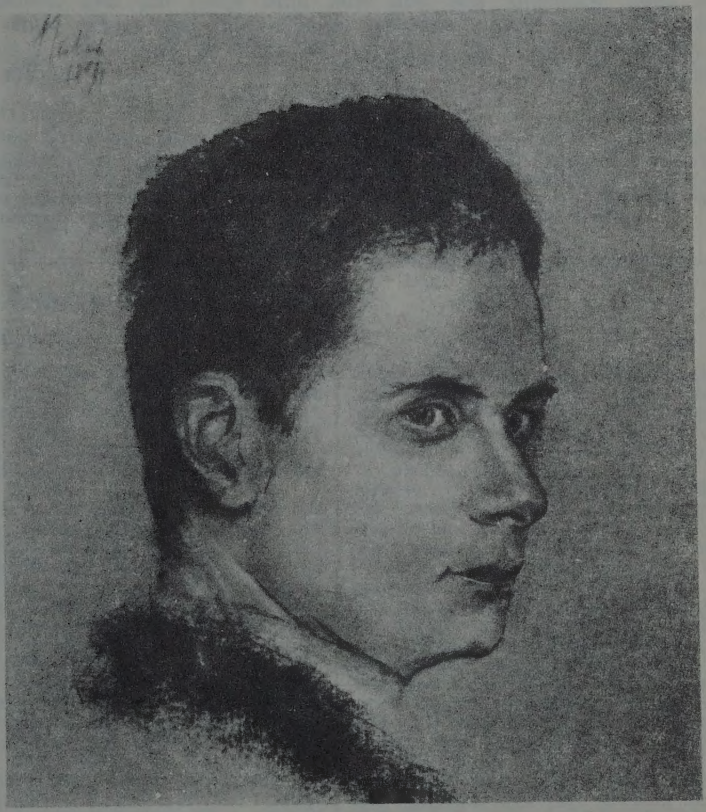
daß der Hohe Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler unzüchtigen Verkehr mit ihm unterhalten hat; hat die Bekundung durch eine Fülle genauester Einzelheiten erhärtet und erklärt, daß der Sänger und Freund Cunos ihn gegen Bezahlung zu päderastischen Akten an Dritten verleitet habe. Diese Aussage allein mußte, gestützt durch die Bollharts, zum Offizialverfahren gegen den Liebenberger führen. Thats leider aber nicht, obwohl die Aussage Riedels Herrn Isenbiel seit geraumer Zeit bekannt war. Die Bekundung des zweiten Zeugen, des Fischermeisters Ernst aus Starnberg, ist noch gravirender. Der Zeuge Ernst ist seit bald einem Menschenalter im Dienste des alten Ministermachers, verwaltet heute noch die Starnberger Villa seines durchlauchtigen Gönners. Er kam mit dem festen Vorsatz, von nichts zu wissen, und bequemte sich erst nach stundenlangem Befragen zu einem Bekenntniß; jahrelang hat der Skalde mit ihm in unzüchtigem Verkehr gestanden, hat das Opfer seiner Lust auf Reisen nach Zürich, Trient, Berlin, Luzern und Liebenberg genommen, ihm große Darlehen gegeben. An der Aussage dieses Zeugen, der vor den Schranken um seine ganze bisherige Existenz kämpfte, und, die Hand in der Tasche, erst zu jedem „kalten Eide" bereit schien, ist nicht zu zweifeln. Und der Staatsanwalt wird gut thun, das Unvermeidliche nicht allzusehr auf die lange Bank zu schieben. In dem ganzen gegen Harden bisher beliebten Vorgehen liegen so viele Bedenklichkeiten, daß Herr Isenbiel die Gelegenheit, Einiges wenigstens wieder gut zu machen, nicht ungenutzt vorüber gehen lassen sollte. Nutzen wird die Verzögerung ja doch nichts, und der Ruf der preußischen Justiz hat durch die Thatsache, daß man nach München muß, um eine in Berlin verpfuschte Sache wieder ins richtige Geleise zu bringen, ohnedies nicht gewonnen. Wir bitten nunmehr, mit den Unparteilichkeitsphrasen ein Ende zu machen und ohne langes Gerede die längst schon fällige Pflichtleistung zu thun. Kein Arbeiter, kein Bürgerlicher liefe unter ähnlichen (ähnlichen, nicht gleichen) Verhältnissen heute noch frei herum; doch Philipp zu Eulenburg sitzt noch immer unbehelligt auf Liebenberg, giebt Interviews und wirbt geschäftig um Mitleid. Für jeden objektiven Betrachter ist der Meineid seiner Durchlaucht erwiesen. Geschieht das vom Gesetz Verlangte nun nicht bald, wird mit der öffentlichen Erörterung darüber, ob Herr Isenbiel dem ihm anvertrauten Posten gewachsen sei, nicht mehr zu umgehen sein. Oder sollte Herr Beseler, dem wir in der Sache so manches Unerfreuliche zu danken haben, wiederum seine ungeschickte Hand im Spiele haben? Dann rede man offen, gestehe ehrlich: Zu der und der Handlangerei bin ich befohlen. Wir wissen dann, an wen wir uns zu halten, wissen, was wir von der verantwortlichen Excellenz zu fordern haben. Phrasendreschen („Wir werden objektiv vorgehen, ohne Ansehen der Person," und ähnliche, selbstverständliche Versicherungen der objektivsten Behörde der Welt haben wir nun wirklich satt) und thatlos die Zeit verstreichen lassen, mag bequem, mag auch diplomatisch sein; hier gilts jedoch ein Rechtsgeschäft, keine Diplomatie; gilts die Befriedigung eines Volksempfindens, die neue Festigung eines erschütterten Vertrauens.

Die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins aber dankt ab. Sie verdient alle Vorwürfe, die sie dem Herausgeber der „Zukunft" zu machen für gut fand, selber in verschärfter Form. Und Herr Lehmann in Sonderheit wird seinen Platz nächstdem mit dem tüchtigeren Amtsrichter Kern tauschen. Ich zweifle nicht, daß auch er den Wechsel innig „wünscht". Die Zeiten, die kommen, schicken unliebsame Zeichen voraus, und ein kluger Mensch birgt sein theures Haupt, eh die Gunst der Stunde verrinnt. Ehe der Proceß vor der ihm unterstellten Kammer begann, war der Herr Landgerichtsdirektor über die Nothwendigkeit einer Bestrafung, über Strafart und Strafmaaß mit sich

im Reinen. Daß er unter diesen Umständen die sittliche Kraft nicht fand, sich für befangen zu erklären, ist ein starker Einwand gegen seine richterlichen Qualitäten. Und in der unter seiner Leitung gefundenen Urtheilsbegründung steht der gegen Harden gekehrte Satz: „Die schärfste Rüge verdient es, wenn mit einer Leichtfertigkeit wie in diesem Falle vorgegangen wird." Wer war der Leichtfertigste in diesem ganzen Handel? Harden hatte dem Zeugnis des Fürsten Bismarck, dem Geheimrath Schweninger und der Frau von Elbe geglaubt, die nur ein vom Fürsten Eulenburg, dem Grafen Cuno von Moltke und dem Rechtsanwalt Silberstein bearbeiteter Ignorant in psychologicis für hysterisch erklären konnte. Die vierte Strafkammer des Landgerichts Eins aber hatte, um einen Menschen auf vier Monate ins Gefängnis zu schicken, nur einen einzigen Zeugen von Belang: den um sein eigenes Haupt fechtenden, damals schon des Meineids dringend verdächtigen Liebenberger. „Der Meineid, sagt Waitz in seiner Verfassungsgeschichte, war trotz schwerer Strafen an der Tagesordnung, und gerade angesehene und mächtige Männer scheuten sich, auch mit solchen Mitteln ihre Absichten durchzusetzen. Namentlich gegen den Mißbrauch der Reinigungseide erklärten sich einzelne Schriftsteller und wollten eine weitere Ausdehnung des Zeugenbeweises." Zeit Karls des Großen. Heute? Den Herren Lehmann, Gohr, Fritzschen, Simonson und Langes wurde Material gegen die durchlauchtige Lichtgestalt angeboten, doch die Herrn lehnten dankend ab, und fanden nachher den Muth, dafür den Fürsten Bismarck, der den „Kinaeden und Hintermann im doppelten Sinne, auch im physischen", richtig erkannt hatte, zum Verleumder zu machen. Eine Kammer dieser Art kann kein Vertrauen mehr heischen, und sie thut gut, sobald wie möglich von der Bildfläche zu verschwinden. Oder sollen jene für den Deutschen an trüben Erinnerungen so reichen Zeiten wiederkehren, in denen die Themen „Juristae sunt jurgistae", Juristae nequistae", „Juris consultus, ruris tumultus", „Juris periti sunt juris perditi", „Legum doctores sunt legum dolores" nicht mehr aus der öffentlichen Diskussion verschwanden? Von dem perjurius galt, wie vom Falschmünzer, im alten Recht: „notetur eum in fronte cum calido ferro, scribatur ei in facie." Heute? Warten wirs ab. Der schwerster Verbrechen glaubhaft beschuldigte Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler hat noch mit keinem Wort den Versuch gemacht, die Wahrheit der Münchener Zeugenaussagen zu bestreiten, sitzt unbehelligt aber noch immer in Liebenberg. „Mitleid, hat Junius gesagt, gegen einen Schuldigen, der die Gesetze verletzt hat, ist in Wahrheit Grausamkeit gegen den, der sie beobachtete." Und umschleicht die schwächliche Regung gar Gemüther, die bedenkenlos einen Mann, der in den Formen gesitteter Menschen nur der Berufspflicht genügt hatte, ins Gefängniß zu schicken bereit waren, wirds Zeit, die Sentenz zum Protest zu steigern. . . Maximilian Harden ist ein guter Streiter, und über dem Schrankfach, das die Akten dieses Feldzugs hütet, glänzt gewiß Johann Gottlieb Fichtes Satz: „Mich geduldig lähmen zu lassen, verbietet mir die Pflicht."

. . . Als Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron Friedrichs bestieg, schrieb ihm Gentz:

„Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der preußischen Civiladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als irgend ein anderes der ältern und neuern Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruchs der Gerechtigkeit selbst erhob: — Das sind die Grundpfeiler



dieses wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter, als Schutz und Ruhe. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkühr in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenen höchsten Würde, und als solche nicht blos aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt." Das war; wird, hoffen wir, morgen wieder sein. Daß es nicht Satz für Satz heute ist, hat Mancher schon schmerzlich gefühlt.

Karl Schnitzler.

Ueber die diesem Hefte beigegebene Lenbach-Skizze schrieb Harden in einem glänzenden Epilog zu des Franzls Schaffen: „Ich habe ihm nie gesessen, er ließ seinen Photographen nur ein paar Aufnahmen machen und brachte mir dann eine im Detail zum Entzücken feine Skizze nach Berlin. ‚Nix', meinte er; ‚in Friedrichsruh haben sies gar nicht erkannt. Wir müssen mal ein anständiges Bild machen, so was mit Sitzen und richtigem Oel; aber wenn Sies behalten wollen . . .'" — Vielen wird auch diese Arbeit Lenbach eine ganz „anständige" Leistung scheinen.

August Scherl als Volksbildner.

Von R. Kühn.

Zwei Ereignisse, die nicht nur das Interesse des Buchhandels, sondern auch das des großen Publikums in ungewöhnlichem Maße in Anspruch nehmen: die „Bibliothek August Scherl" und das durch Bibliotheksmarken vertriebene Unternehmen des „Buchverlags für das deutsche Haus".

Seit Jahren hat man im Buchhandel mit begreiflichem Interesse das Anwachsen des Scherlschen Riesenkonzerns verfolgt, der nicht nur seine Hand auf das deutsche Zeitungswesen gelegt, sondern auch dem Buchverlage sein Interesse zugewandt hat. Wer die Entwicklung der Dinge aufmerksam verfolgte, dem wird es nicht entgangen sein, daß das ganze Vorgehen Scherls einem groß angelegten, zielbewußten Plane entspringt. Mit dem „Berliner Lokalanzeiger", dem Ur- und Nährvater aller seiner Unternehmungen, setzte er sich in Berlin fest. Um seine Herrschaft in der Reichshauptstadt weiter auszudehnen, wurde später das „Berliner Adreßbuch" übernommen, und als er dann mit der „Woche" und dem „Tag" über die Grenzen Berlins hinausging, um das Evangelium seiner Berliner Zeitungsschreiber ganz Deutschland zu predigen, sah er sich nach weiteren Stützpunkten seiner Herrschergewalt um. Sie waren in dem Erwerb der Adreßbücher von Leipzig, Frankfurt a. M., Halle a. d. Saale usw. gefunden.

Der Ankauf eines Adreßbuches ist an sich nichts Bemerkenswertes. Es hat genug Verleger gegeben, die damit nichts Rechtes anzufangen wußten, das Unternehmen verkümmern und hinsiechen ließen, weil sie die durch seinen Verlag gebotenen Vorteile weder zu benutzen verstanden, noch auch benutzen konnten. Anders August Scherl. Für ihn ist das Adressenmaterial der Lebensnerv der Unternehmungen, die sich an Gott und alle Welt wenden. Mit dem Adreßbuch öffnen sich seinen Beamten — Angestellten wagt man gar nicht mehr zu sagen — alle Türen, und mit dem Adreßbuch-Fragebogen schiebt sich auch die billigste und zweckmäßigste Reklame für den „Praktischen Wegweiser", den „Tag", die „Woche", „Gartenlaube" und alle sonstigen Unternehmungen hinein. So ist Herr Scherl ein Machtfaktor geworden, und seine Herrschaft beschränkt sich längst nicht mehr auf Spreeathen, sondern wird in allen Städten empfunden.

Zu seinen übrigen Unternehmungen ist nun seit einigen Tagen die „Scherlsche Leihbibliothek" getreten. Ihr Ziel ist nicht die käufliche, sondern die leihweise Abgabe von Büchern: „sie will die Schundliteratur durch allmähliche Hebung der geistigen Interessen und Bedürfnisse der Leser verdrängen und jene großen Volkskreise dem Buche neu gewinnen, die bisher überhaupt nicht lasen, sondern jedem Buche fremd waren". Das Ziel ist also nicht neu, wohl aber bis zu einem gewissen Grade

der Weg, auf dem es erreicht werden soll. Jeder der umfangreichen Bände der „Bibliothek August Scherl“ wird durch eigene Boten ins Haus gebracht und wieder abgeholt, und bei jedem Bande sind die Kosten für die Entleihung, das Bringen und Abholen usw. wie bei den Kolportageheften auf 10 Pfg. pro Woche berechnet. Alles das besorgt Herr August Scherl durch seine eigenen Vertriebsstellen: der Buchhändler hat nichts damit zu schaffen. Aber er kann die Bücher oder wenigstens einen Teil davon, wenn auch nicht gerade den wertvollsten, verkaufen, vorausgesetzt, daß jetzt überhaupt noch jemand Bücher kauft. Der kluge Mann baut vor, und niemand wird bestreiten können, daß Herr Scherl ein kluger Mann ist, wenn sein Vorgehen auch an das Wort qui s'excuse s'accuse erinnert. Er hat nämlich sein „philanthropisches Unternehmen“ durch eine Reihe „buchhändlerischer Gutachten“ sicherzustellen gesucht, in denen ihm hauptsächlich von Verlegern bescheinigt wird, daß sein Plan ein glücklicher ist und dazu beitragen wird, „die Freude an Buche“ zu wecken. Wir bezweifeln, schreibt die Allgemeine Buchhändlerzeitung in Leipzig, daß das der Fall sein wird; das Leihsystem schließt die Freude am Besitze eines Buches aus, und da die Bücher ins Haus gebracht werden, so werden auch diejenigen, die hin und wieder einmal einen Buchladen betraten, um sich ein Reclamheftchen oder einen Kürschnerschen Bücherschatz zu kaufen, in Zukunft ausbleiben. Es ist auch nicht recht klar, wie Herr Scherl die Abonnenten seiner Leihbibliothek, die er zu Bücherfreunden erziehen will, auf die Reihenfolge der Bände festnageln will, die sie doch beobachten müßten, wenn der von ihm verfolgte Zweck, die Leser nach und nach an bessere literarische Kost zu gewöhnen, nicht vereitelt werden soll! Man muß ferner bezweifeln, daß die Bibliothek die Kreise heranziehen wird, die bisher überhaupt nicht lasen, wohl aber sind wir überzeugt, daß ein großer Teil der bisherigen Bücherkäufer vom Kaufen überhaupt Abstand nehmen und sich mit dem Entleihen begnügen wird. Von den 50 Werken des ersten Schubs sind überhaupt nur 17 käuflich zu haben, von denen die Mehrzahl „frei“ und in zahlreichen Ausgaben schon bei anderen Verlegern erschienen ist.

Die Liste sieht kunterbunt genug aus. Ewald August König und Friedrich Friedrich stehen neben Friedrich Gerstäcker, Otto Ruppius, Wilhelm Hauff, Theodor Mügge und E. T. A. Hoffmann. Von den Franzosen sind u. a. Xavier de Montépin, der den Reigen eröffnet, Alexandre Dumas, Alphonse Daudet, Georges Ohnet, Victor Hugo und Emile Gaboriau, von den Engländern und Amerikanern J. Hawthorne, A. K. Green, M. E. Braddon, F. H. Burnett, Conan Doyle, Wilkie Collins, Walter Scott und Charles Dickens vertreten. Als Glanzstücke der Sammlung paradieren die letzten fünf Bände: Detlev von Liliencron, „Kriegsnovellen“, Marie von Ebner-Eschenbach, „Das Gemeindekind“, Theodor Fontane, „Frau Jenny Treibel“, Friedrich Spielhagen, „Sturmflut“ und Gustav Freytag, „Soll und Haben“, für deren Einstellung in die Bibliothek zum Teil geradezu fabelhafte Summen an die betreffenden Verleger bezahlt wurden.

Das Geschäft versteht Herr Scherl, das muß ihm selbst der Neid lassen, den er als die Hauptursache ansieht, daß ihm die Regierung bisher die Genehmigung zur Einführung seines „Sparsystems“ versagt hat. In einem uns vorliegenden Zirkulare älteren Datums, das er im Interesse der Inseratgewinnung für sein Schmerzenskind „Der Tag“ herausgab, sind folgende Sätze zu lesen. „Was heißt gute Reklame zu machen? Es heißt, überall rücksichtslos seinen Namen in den Vordergrund schieben, wo etwas zu verdienen ist. Es heißt, das, was man zu diesem Zwecke zu sagen hat, in das Gedächtnis des Publikums einbrennen, einhämmern, einschmuggeln oder es hineinbrüllen — je nach der Art des Publikums. Es heißt, dieselbe Wahrheit in unzähligen Variationen so oft wiederholen, bis sie als Wahrheit anerkannt ist, und jede Firma, die nicht zu reell ist, um Geld zu verdienen, darf auch nicht zu reell sein, um zu inserieren. Notabene, wo etwas zu verdienen ist!“

Niemand befolgt diese Ratschläge besser als ihr geistiger Urheber August Scherl. Liest man seine Prospekte, so hat man den Eindruck, daß er in dem Publikum nichts anderes sieht als große Kinder, die der Erziehung dringend bedürftig sind. Das will er besorgen. Folgen sie ihm, so werden sie, wenn sie artig die Süppchen essen, die er ihnen vorsetzt, nach Absolvierung des ersten Kursus in die Klasse der Gebildeten versetzt. Sie dürfen, in seiner Schule groß geworden und mit seinem Geiste genährt, dann auch hin und wieder ein Buch kaufen, denn die Freude am Buche, sagt er in voller Uebereinstimmung mit seinem Unternehmen, liegt nicht im Lesen, sondern im Kaufen. Aber folgen müssen sie, wie gesagt, und nicht etwa Wilhelm Hauffs „Lichtenstein“, das an 42. Stelle der von ihm festgesetzten Reihenfolge in der Lektüre steht, vor Maurus Jokais „Schwarzen Diamanten“ lesen, das seinen Platz schon unter Nr. 20 hat!

Hunderte beziehen heute schon ihre geistige Nahrung aus der Hand des Herrn Scherl, und es wird bald niemand mehr in Deutschland

sein, der seines Geistes nicht einen Hauch verspürt, so da aus dem Scherlschen Blätterwald und der sorgfältig desinfizierten Leihbibliothek zu ihm herüberweht. Wie sagt doch Goethe? „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit!“ Und kann etwas mehr zur Hebung der Persönlichkeit beitragen als das Unternehmen des Herrn August Scherl, der jeden mit seiner Zunge schmecken, mit seiner Nase riechen und mit seinen Augen sehen lehrt? Wie lange noch, und es wird sich das Wort erfüllen, so da geschrieben steht: „Es wird sein ein Hirt und eine Herde.“ Der Hirte aber wird August Scherl sein — „notabene — wo etwas zu verdienen ist“.

Ein Unglück kommt selten allein. Dem Buchverlag fürs deutsche Haus, Wilhelm Wagner in Berlin, ist es vorbehalten geblieben, den neuesten Trick, das Publikum zu Bücherkäufern zu erziehen, in Szene zu setzen. Dieser Wohltäter der Menschheit gibt seit einiger Zeit eine Bibliothek unter dem Titel „Die Bücher des deutschen Hauses“ heraus, die im allgemeinen nicht schlecht und dabei sehr billig sind, wenn auch ihre Zusammenstellung von Zufälligkeiten aller Art abhängig zu sein scheint. So figurieren Goethes „Werthers Leiden“ neben Harlan, „Die Dichterbörse“, Grimms „Märchen“ neben Oppeln-Bronikowski, „Der Rebell“ usw. Man kann das für einen Vorzug wie für einen Nachteil halten: jedenfalls aber ist für Abwechslung gesorgt. So weit, so gut, wenn es auch besser sein könnte. Allem Anschein nach geht den Unternehmern der Betrieb auf regulärem Wege zu langsam, sie geben daher, um Zug in die Sache zu bringen, sogenannte „Bibliotheksmarken“ an Händler aller Art ab. Diese „Bibliotheksmarken“ sind, wie es in der in den Tagesblättern veröffentlichten dringend nötigen „Aufklärung“ der Neuen Gesellschaft für Bücherfreunde heißt, „nicht etwa zu verwechseln mit Rabattmarken“. Es wäre freilich wirklich entschuldbar, wenn das jemandem passieren sollte, da sie ihnen zum Verwechseln ähnlich sind. Der Zweck jedoch ist ein „grundverschiedener“, denn ihre Ausgabe erfolgt — wir halten uns hier wieder an die notgedrungene Erklärung der Gesellschafter — lediglich in der gemeinnützigen Absicht, „das deutsche Volk in seinen breitesten Schichten mit einer in jeder Weise vortrefflichen Hausbibliothek zu versorgen“. Es gibt eben immer noch edeldenkende Menschen, und zwar in solcher Masse, daß man sie gar nicht durch Zeitungsinserate zu suchen braucht.

Wer sind nun diese Menschenfreunde, die sich in der Neuen Gesellschaft für Bücherfreunde sektionsweise zusammengefunden haben? Es sind die Händler von Zigarren, Tee, Grünewarenkram, die Gevatter Schneider und Handschuhmacher, kurz alle, die in dem neuen Vertriebsmittel einen Helfer sehen, alte Kunden zu erhalten und neue heranzuziehen. Sie offerieren Badewannen „mit der Bibliotheksmarke“, Hosenträger „mit der Bibliotheksmarke“, Zigarren „mit der Bibliotheksmarke“ und andere schöne Dinge, die man nur mit dem betreffenden Zusatz zu bestellen braucht. Denn wenn die Händler das Publikum erziehen, warum soll das Publikum nicht seine Dankbarkeit dadurch erweisen, daß es die Händler erzieht, die der Segnungen des Buchverlags fürs deutsche Haus noch nicht teilhaftig geworden sind? Angeblich beträgt der Wert jeder dieser Rabatt- pardon „Bibliotheksmarken“ 2 Pfg.; es genügen aber schon 51, um die Berechtigung zum „Gratis“-Bezuge eines Bandes der Bücher des Deutschen Hauses, deren Preis sonst 75 Pfg. beträgt, zu erlangen. Zum Rechnen will man das Publikum offenbar nicht erziehen, und auch das Nachdenken darüber, ob nicht vielleicht die Käufer der verschiedenen Waren bei ihrer Bezahlung die Gratisbände doch mitberechnet erhalten, da ja die Händler die „Bibliotheksmarken“ dem Verlage auch bezahlen müssen, wird durch die Neue Gesellschaft der Bücherfreunde nicht gefördert. Im Gegenteil. Sie erklärt es „für vollkommen ausgeschlossen, daß die verehrliche Kundschaft die Waren der Bibliotheksmarken wegen teurer bezahlen müsse“, weil das „den Zielen, die wir verfolgen, widerstreben würde“. Es handelt sich also auch hier, wie bei August Scherl, um ein rein philanthropisches Unternehmen.

An Volksbeglückern hat es zu keiner Zeit gefehlt, wenn sie auch nicht immer gerade Dank geerntet haben. Die Lotterie des Vereins zur Massenverbreitung guter Schriften hat zwar ihre Rolle ausgespielt, ehe es überhaupt zum Spielen kam, aber die „Spielereien“ sind geblieben. Denn was ist die „Bibliotheksmarke“ im Grunde genommen anders als eine Spielerei, und noch dazu eine recht kostspielige? Gott sei Dank haben wir heute noch immer eine Reihe von Verlegern, deren Name zugleich ein Programm bedeutet, das eine unbedingte Gewähr für die Güte ihrer Unternehmungen bietet, und auch an Sortimentern fehlt es nicht, die ihre schönste Aufgabe darin erblicken, ihr Wissen und Können bei der Auswahl von Büchern in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. An sie möge sich das Publikum halten und sich der Bevormundung jener entziehen, die die Flagge der Gemeinnützigkeit nur hissen, um desto ungefährdeter ihre Schiffe in den Hafen zu bugsieren.

*

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

15.

Ich bin wüst und tue Dir weh. Ich hätte Dir Zeit lassen sollen. So korrekt empfingst Du mich in Deinem eigenen Hause, Du hattest ein dunkelblaues Kleid wie ein Schulmädchen an und sagtest Herr So und so und tatest fremd und damenhaft. Warum stieß ich Dich in Dein Schlafzimmer, Dein eigenes Mädchengemach in Deinem eigenen Hause? Rührende kleine Kinderbilder hingen da und ein Jesus und der Konfirmationsspruch. Bist Du die ärgste Kokette oder bist Du ein Engel? Ich zwang Dich anzuziehen, rasch und unordentlich wie Du niemals Toilette machst, Du zitterest vor dem Mädchen, vor Deinem Gatten, der nicht da war. — Doch nicht, mein Engel? Mein Engelsmädchen? Es machte mir Vergnügen, die Unordnung noch zu erhöhen, Dein Bett zu verwüsten und die Kissen in einem wilden Knäuel zu drehen. Als ob eine Schlangenbrut sich dort gewunden und gegenseitig erstickt hätte, sah das sittsame, weiße Jungfrauenlager aus! Der Heiland an der Wand hatte ein wahrhaft leidendes Gesicht. — Tanzkarten hast Du da hängen und Kotillontrophäen? Auch ein Zweiglein weißer Heide?

Wer gab Dir das? Der angeschwärmte Oberlehrer oder der Herr Kandidat? Ein Freund Student in England, oder der typische arme Leutnantsvetter mit fünfundvierzig Mark Zulage, den Ihr nie kriegt?

Ich war eben ausgehungert. Und ich hab mich gesättigt wie ein Gieriger, als ein Unverschämter und Ruchloser. Ich habe Dich beleidigt. Du hattest Wundflecken und sie reuten mich nicht. Du warst blaß und konntest kaum noch lächeln. Ich wollte, daß Du lächeltest, Du solltest zufrieden und festlich gestimmt sein. Es war die ärmlichste, schäbigste, feigste, kleine Komödie.

Den Abend besoff ich mich gründlich und machte mir nur Vorwürfe, nicht noch roher, noch viel ruchloser und schamloser gewesen zu sein. Ich stellte mir vor, daß Du weintest in dem engen weißen Bett mit dem Christus darüber und dem Spruch — etwas von Engeln, die Dich auf Händen tragen sollen ..... Ich trank und war gemein mit den Andern, die immer gemein sind. Diesmal war ich ihr König, denn ich war der Schmutzigste. Ich habe sie erstaunt und bin in ihrer Achtung gestiegen. Meine Freunde bewunderten mich sehr.

Ist es nicht seltsam, wie selbst bescheidne, zärtliche und ängstliche Gemüter sich bestreben den Helden zu spielen, wenn der Gegner eine Frau oder ihre Frau ist? Es gibt unter meinen Freunden Literaten, die ihr ganzes häusliches Elend, die Qualen, die sie ihren Frauen auferlegten, zum allgemeinen Besten preisgaben. Dies Handwerk ist zu indiskret. — Man nahm daran Anstoß selbst in dieser losen und feigen Welt, und hier ist unser Dichter wieder, der seine Frau überall mit hinnimmt, die Frau, die ihn durch ihre liebende und anbetende Gegenwart schützen soll gegen die Lieblosigkeit und Gottlosigkeit der Kameraden.

Wir sind unendlich tief gesunken durch die allgemeine Entwertung des Weibes. Nachlässig und müde wühlt der Käufer in einem Kieselsteinhaufen, jeder dieser Steine wäre doch fähig ein Edelstein zu werden, wenn irgend eine sorgliche und geschickte Hand sich die Mühe nähme ihn zu schleifen oder zu reinigen. Es ist wahr, daß die Frauen nur zu sehr sind, was die Männer aus ihnen machen, nur die Männer haben den Mut, sich über das Gebotne hinterher zu beklagen. Die Frauen gehen darauf in sich, bessern sich, werden noch intelligenter, noch aufopfernder, noch tüchtiger. — Für wen? Für verwöhnte Paschas oder für kindische nervöse Zuhälter, die sie ausnützen und verhöhnen.

Frisches Blut brauchen wir, junge und ritterliche Barbaren, denen unsere feinen und stolzen Frauen sich ergeben würden. Warum desertieren sie nicht in Masse, wo sie wissen könnten, daß es in Australien, in den Kolonien, in den Weststaaten Männer gibt, die männlich, dankbar und standhaft sind, die sie beschützen und ehren und ihnen gesunde Kinder schenken würden?

Die Gesundheit — das ist der Punkt hier!

16.

Ich habe Dich auf allen Punkten geprüft, solch ein schlechter, lauernder und ewig mißtrauischer Hund bin ich! Du machst Dir nichts aus einem seidenen Kleid, wofür andere ihre Anständigkeit hingeben, — auf gewisse Weiber wirken Seide und Spitzen schlechthin pathologisch. Ich glaube, Dir sind auch die Reize unbekannt, die eine wissende und kunstvolle Toilette auf die Nerven des modernen und passiven Mannes ausübt. Spitzen, Federn und verschlungene Bänder sollen ihm Leichtigkeit ersetzen, die er ahnt und braucht sich zu erholen, um froh und frei zu sein; in milchigen oder farbigen Wirkungen findet er das Feuer oder die Unschuld, die er sucht. Alles verbirgt mehr als es enthüllt, das Geheimnis ist nur äußerlich, die Phantasie des Schneiders hat es erdichtet, unwillkürlich forscht er danach innerhalb, hinter Fischbein und Schleppen und klug drapierten Rüschen. Schönheit und Ebenmaß müssen Inhalt sein. Es sollte den Suchenden irre machen, daß sie sich so unverschämt nach außen zur Schau drängen.

Er wird nicht stutzig. Er ist zu müde, zu dumm oder zu eitel. Es ist unglaublich auszudenken, wie eitel die meisten Männer sind! Sie begnügen sich leicht mit der Täuschung für ihr ganzes Leben, wenn sie nur glauben dürfen, daß ihre Freunde, ihre guten Bekannten durch die gleiche Geschicklichkeit getäuscht werden. Sie sind selbst so hohl, daß wirklicher Stolz, wirkliche Güte oder Treuherzigkeit sie nur erschrecken würde. Am liebsten nehmen sie ihre billigste und undeutlichste Nachahmung in einem anmutigen, kostbaren und leichtvergänglichen Gewand.

Du siehst die Toiletten kaum über den Gesichtern, über dem Ausdruck des Auges. Du siehst hübsche Kleider anderer Frauen ohne Neid. Das ist schrecklich, Liebchen, und Schrecken erregend!

Warum nimmst Du nicht Ringe, Perlen und Broschen an wie die andern alle? Alle! Wir alle bezahlen lieber, als daß wir annehmen und dankbar sein müssen, Dankbarkeit ist so unbequem, lastet. Wer erfand diese grünen, roten oder weißen Dinge als Bezahlung für Eure Liebkosungen, für Euer Feuer, Euer listiges oder zärtliches Schmeicheln, für Eure Tränen? Die Bezahlung entspricht der Ware und macht Euch immer hübscher und kostbarer und begehrlicher und schlauer im Gewähren und Versprechen. Geht! Versprechen und Hoffnungen sind das Beste, was Ihr gewähren könnt. Die am längsten mit ihrem Kram hinhält, am weisesten verhüllt und nie enthüllt, ist die Oberpriesterin, ist Isis.

Du bist für eine Frau zu ehrlich. Warum bist Du es? Oft tust Du mir deswegen leid, Du verstehst Dein Handwerk so wenig, hast doch weiche, junge Arme, wie Seide fein und fest, und könntest küssen und unterwürfig blicken, locken und trotzen. Du bist viel zu unkompliziert, das erschöpft mich.

Auch aus Süßigkeiten machst Du Dir nichts, aus Champagner und Soupers. Ich quäle Dich damit sogar. Du kommst, weil Du denkst, daß eine Weigerung mich kränkt, Du ißt, um mir Freude zu machen, und Du lachst, weil ich von Dir Fröhlichkeit erwarten könnte. Ich erwarte eigentlich keine Fröhlichkeit, sondern Verderbtheit.

Dann bist Du viel zu gebildet. Du sagst wirklich gescheite Sachen, und das ist ungeschickt. Man sollte Euch nicht zuhören dürfen — denke an Scheherazade, und sie wurde nicht mal Sultanin, für ihre Erzählungen der Tausendundeinen Nacht! Esther war viel klüger, sie blieb stumm und legte sich in Essenzen. „Sechs Monden mit Balsam und Myrrhen und sechs Monden mit guter Spezerei."

Wie gemein und wie klug diese Judenbraut mit ihren kuppelnden Beratern, in ihrer Mischung von Umsicht und Sinnlichkeit! So müssen die Frauen sein, selbst kalt, aber den Preis ihres Leibes kennend und die Wollust zu zahlen zwingend — zu königlicher Zahlung! Geh hin und lerne von ihr, von Mardachais Mündel!

Möchtest Du nicht in einer Equipage auf seidenen Kissen fahren oder dreißigreihige Perlenhalsbänder tragen und auf den Bällen unter Deinesgleichen, mit der gestickten Sammetschleppe einer Königin gehen? Frauen, zu allen Zeiten, verkauften für den Luxus ihre Seele. Es ist unschicklich und seltsam, wenn sie Philosophen und Saturierte sind.

Wo finde ich den Punkt, auf dem Du sterblich bist? Wo?

17.

Du bist zu gütig und möchtest immer schenken. Niemand hat wohl je um Dich gesorgt, hat Dich beschenkt oder verwöhnt. Es wirkt unendlich liebenswürdig, wie Du immer nur an den Andern denkst. Was bist Du hinter Deiner Güte und Hilfsbereitschaft? Etwas muß dahinter stehn, ich möchte lieber, es wäre das fauchende und ungezähmte Raubtier, als das unschuldige und arglose kleine Mädchen.

Deine Ruhe bringt mich zur Verzweiflung. Ich habe vergiftetes Blut und zerstörte Nerven. Ich trinke auch, ich trinke mehr als je. Weil ich nicht schlafen kann. Ich habe vor der Nacht Angst.

In Genua mußtest Du mit mir aufbleiben in den Hafenkneipen. Ich sah wohl, wie Du müde und blaß warst, daß Deine Augen sich langsam mit Tränen füllten. Die dreisten Blicke, die unverständlichen und vielleicht abfälligen Bemerkungen der Leute taten Dir weh, — Du bist so lächerlich scheu und bescheiden! So müde warst Du, blaß und verängstigt — trankst doch und blicktest lächelnd auf. Warum sagtest Du nicht: Du quälst mich und ich hasse Dich. Niemand in Deiner Welt auch hat Dich je in ähnlicher Weise gequält und gedemütigt. Du fragtest mich immer: Warum? Ich sage es Dir einen Tag, und wir werden glücklich und froh und entsühnt sein, meine kleine Jungfrau, meine heilige und geduldige! Arme, zertretene, kleine Lilie!

18.

Ich fühlte, daß Du für mich betetest. Dein Gebet hat mich aufs tiefste gerührt. Ich fühlte, wie Deine Arme sich schlossen, enger fassen wollten, ganz eng und unzertrennbar nah — ich hielt Dich auf meinen Knieen und mein Herz schlug gegen Deines. Du sahst die Angst in meinem Gesicht, den Druck und die Unfreiheit . . es war ein sehr schwarzer und böser Tag . . . Du hast gebetet, Du wußtest nichts mehr, wie Du helfen solltest, — ich empfand Dein Herz, wie es in Deiner Brust fast schmelzen wollte, Dein Mund verzog sich schmerzlich vor Mitleid, aber in Deine Augen trat ein helles und zuversichtliches Licht. Fandest Du in der Stunde Gott?

Ich wußte, daß ich das Göttlichste erlebte, was ein Mensch erfahren kann, war doch nicht froh. Aber demütig und dankbar wenigstens.

Nein, komm nicht wieder! Es ist gewiß für Dich besser, Du kommst nicht mehr. Ich bin nichts wert, keinen Deiner flüchtigsten Gedanken bin ich wert. Aber Du, Du sollst glücklich, sollst geliebt und angebetet sein! Du verdienst jegliche Gnade.

Ich habe ein Verbrechen begangen. Einen Tag wirst Du es erfahren, wenn ich die Reue von mir wieder abwerfen darf, wenn ich stolz und frei und stark sein kann.

Ich fühle, wie ich langsam genese und gesund werde. An Dir will ich ein Mann werden — Dein Mann!

„Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor."

---

19. Ammerdingen.

Hier ist gut sein. Fruchtbare Aecker und Waldland, Berge, helle und tapfere Gebirgsbäche, im engen Bett mit starkem Gefäll Grün, Licht und endlose Weite zum Schweifen, am Horizont die große Linie der Kuppeln und Zacken. Sehr friedlich, frühlingshell und abgegrenzt ist es hier.

Du wirst herkommen, wir gehen zusammen durch die Felder und freuen uns wie Violett und Weiß, wie bräunliches Grün und Heugrau gegeneinander stehn in sanft die Hügel ansteigenden Breiten. Kleine Schluchten voll Zwergweiden und Ebereschengesträuch mit korallenroten Beeren über Steingeröll liegen zwischen den Aeckern eingebettet. Manch-

mal steht auf der Kammhöhe einer Rasenwelle der einsame Wachturm einer starken Eiche oder Kastanie, einzelne Streifen prangen ganz lichtgelb von Raps oder Lupinen, fette, weiße Sumpfdisteln bedecken den Wiesengrund, an moorigen Stellen wird er dunkel, Schilf starrt empor, aus Gräben neben gehäuften Torfstücken schaut schwarzes Grundwasser böse herauf. Alles Kleinzeug, Thymian, Schafgarben, Krauseminze und sonnengedörrte Heide, riecht sehr stark.

Ich führe Dich an mein Flüßchen, dessen Wasser von bläulicher Klarheit eines Gletschers und immer eiskalt ist. Rotblühende, zierliche Weiderichstauden und grüne Blattbüschel säumen den Rand. Man findet Vergißmeinnicht von satter, tiefer Himmelsfarbe und gelbe, gleich kleinen Sonnen strahlende Dotterblumen, in die vielleicht zum ersten Mal ein Menschenauge blickt.

Sonnen will ich mich hier, ich will sauber und froh sein. Du bist mein Weib, mein Gesell, meine Freundin. Komm, daß ich Dir zeige, wie ich Dich lieb habe und Dich hoch halte!

20.

Warst Du glücklich? Ich liebe so sehr, wenn Du sagst: Ich bin vollkommen glücklich, aber vollkommen! Es ist nicht wahr, aber es ist so großmütig, so lieb von Dir gesagt! Ich fühle Deine Geduld und Deine Großmut sehr tief.

Denke nur nicht, daß ich mich je darüber täusche! Sonst führe ich ein Spießbürgerleben unter Kleinstädtern. Alle meine Bekannten sind kleine Leute, ich habe eine Base, die eine gute Hauswirtin ist, die kocht und bäckt. Auch sparen kann sie, und ist für diese begrenzte Welt ein vermögliches Mädchen. Der Vetternschaft hier wär's gerade recht, wenn wir heirateten.

Ich bin weidwund seit langen Jahren. Manchmal überfällt mich die Sehnsucht nach Liebe, ich will und darf sie nicht aufkommen lassen. Das Trinken tut's auch.

So saufe ich des Abends, tue den Tag nichts Rechtes, bastle und gehe spazieren. Den Leuten bin ich ein Sonderling, der verständigen Cousine ein Kind oder ein Narr, aber ein harmloser. Allen hier mag ich so scheinen, die leben, essen, arbeiten oder ruhn sich aus und sehn das Ausruhn eben vor sich bei jedem Schaffen. Der Base gönnte ich wohl einen ordentlichen Mann, es ist ein Frauenzimmer, das zu regieren weiß. Ihr Vater hält sie knapp, obgleich der Alte Vermögen hat, ist er ein Geizhals. Na, das häuft sich auf für die Tochter! Hernach findet sich auch noch ein Bezirksamtmann oder Landrichter, ein pensionierter Hauptmann, wenn sie vierzig ist.

Bleibe mir gut, Du! Oder muß ich jetzt Sie sagen wieder, gnädige Frau? Schicke mir, was Du liest, oder schreibe mir Deine Gedanken! Ich denke gern dasselbe und folge Deinen Einfällen; es ist mir eine Wohltat, wie auf dem gleichen Kopfkissen mit Dir einzuschlafen.

Und vergiß nicht, daß Du mein bist, daß ich ohne Dich sterben und verkommen müßte! Einzig und allein Deine Liebe und Vortrefflichkeit hält mich. Und der Suff!

Die Base sieht mir die Röcke nach und stopft meine Strümpfe. Sie ist eine Person, die sich einmischt und die Mägde antreibt. Meine Wirtschaft kommt ihr zerlumpt und verlaust vor — ich hab Dich neulich das Kompott mit Suppenlöffeln essen lassen, und die Mundtücher sind von der Tischdecke verschieden im Gespinst.

So ist's recht. So müssen die rechten Weiber sein. Aber ich geh ihrer Rechtschaffenheit aus dem Weg wie der Hundswut, meine Dirne in Wien oder ein Pariser Modellmädchen wäre mir lieber.

Dem Thomas Theodor möcht' ich die Ursula zur Abnahme einschicken, die brächt' auch das Hohlbeinige heraus in all den Knochen und der Kraft! Sogar die Hunde kneifen den Schwanz ein, wenn sie kommt. Sie findet, daß auch die Hunde schlecht gezogen, faul und gefräßig wie ihr Herr sind.

Warum stamme ich von solchen Leuten ab, bin doch so ganz ein Andrer? Meine Mutter war sehr fromm und meinem Vater war sie gleichgültig. Das gibt eine schlechte Mischung, zu viel Gedanke und zu wenig Blut.

Meine Gesundheit ist wie immer schlecht, ich kuriere an Luftröhrenkatarrhen, die ich nicht loswerde, ich bin taub und kriege steife Beine.

Kleinchen, Dein Freund ist ein alter Mann und ein Spießbürger dazu. Setz ihm eine Nachtmütze auf und gieb ihm einen Stuhl unter die Füße!

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsnacht.

Von Georg Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

In der Schillerstraße wohnte das Mädchen. Er folgte ihr vier Treppen hoch. Endlich waren sie oben. Andreas hustete erschöpft. Das Mädchen führte ihn in dem kleinen, dunklen Zimmer zu einem Sopha, wo er sich niederließ, bis sie die Lampe angezündet hatte. Er beobachtete sie dabei. Wie seltsam wirkte ihr häuslicher Geist in dieser ‚Häuslichkeit'. Kahl und ärmlich alles, wackelig und reizlos. Sie aber erinnerte an die geschäftige Bürgerstochter von einst, als sie jetzt Bierflaschen und Gläser herbeibrachte, Butter und Brot auf den Tisch stellte. Sie hielt ihrem Gast auch eine offene Zigarrenkiste hin.

„Ich danke, mein Kind", sagte Andreas. „Was soll das Alles? Ich genieße nichts."

Sie wurde rot und zuckte die Achseln. Ihre trotzig abweisende Art, die schon viele Männer verscheucht hatte, schien wieder in ihr aufkommen zu wollen. Dann aber besann sie sich, ging auf Andreas zu und setzte sich plötzlich auf seinen Schoß. Resolut umschlang sie ihn mit ihren zarten, runden Armen.

„Sei nett zu mir", flüsterte sie, indem sie ihn zärtlich ansah. „Die Andern sind immer so eklich."

„Ich bin doch wohl ganz nett? Du gefällst mir sehr. Wie heißt Du?"

„Lene. Was is denn? Warum zuckst Du so?"

„Nichts. Gar nichts. Also Lene heißt Du . . ." Er überwand es kaum, daß der Name seiner Frau erklungen war. Dann aber sah er das Mädchen prüfend an, indem er ihm sanft das Haar aus der Stirn strich.

„Was Du für mächtige Augenbrauen hast", flüsterte die Kleine, mit dem Zeigefinger ganz sacht darüber hinstreichend. „Wie Bismarck. Und Augen hast Du . . . . Du bist überhaupt ein wunderschöner Mann."

„Und Du bist ein Kindskopf."

„Soll ich mal raten, was Du für einen Beruf hast?"

„Na rate."

„Du bist 'n Chemiker."

„Ach, was!?"

„Du riechst danach."

„O weh . . ."

„Mein Vater war Apotheker — daher weiß ich's."

„Wo bist Du zu Hause? In Berlin?"

„Nein, nein. Das ginge ja gar nich. In Stralsund. Ach — ich habe jetzt so'n merkwürdiges Gefühl."

„Was denn für eins?"

„Als ob ich — als ob ich einen kolossal vornehmen Besuch hätte."

„Durchaus nicht."

„Na, na! . . . Du mußt schon was Besondres sein. Wer so aussieht."

„Du irrst Dich, mein Kind. Ich bin durchaus nichts Besonderes. Ich sehe wahrscheinlich ernst aus. Das tu' ich, weil ich mir ernste Gedanken über Dich mache."

„Ach, ne! . . . Woher denn?"

„Ich will ja gar nicht wissen, wie Du zu diesem Beruf gekommen bist. Jeder Mensch hat sein Schicksal, nicht wahr. Aber ich habe die Empfindung, daß Du nicht auf die Straße gehörst. Muß das sein?"

Sie hatte die Arme von seinem Hals genommen. „Aber lieber Herr," sagte sie langsam und empfindlich, „was soll ich denn machen? Zu 'ner ollen Kuppelmutter in ihr Haus geh' ich nich. Ich will überhaupt mit der ganzen Bande nichts zu tun haben. Und so was Feines, mit teure Sachen und Schmuck und so — dazu komm ich nich. 'N festes Verhältnis is bei mir ausgeschlossen."

„Warum denn? Magst Du keinen Mann mehr?"

„Nein! Außerdem gefall' ich auch keinem so, daß er mehr für mich ausgibt, als das Reguläre."

„Wie kann das sein? Du bist doch hübscher und jünger als alle Anderen?"

„Darum nich . . . Ich zeige bloß jedem meinen Haß zu deutlich."

„Deinen Haß — ?"

„Jawoll! Und den laß ich mir nich nehmen!"

Sie stand auf und ging mit unstäten Schritten im Zimmer umher. Dann setzte sie sich neben ihn auf das Sopha und starrte, die Hände ineinander gepreßt, vor sich hin. Auch Andreas sah zu Boden. Erkenntnis, Rührung und Scham kämpften in ihm. Unbewußt aber blieb ihm, wie das erste Motiv seines Kommens längst vor einem zweiten gewichen war. Was ihn zu diesem Mädchen getrieben hatte, war bei der ersten seelischen Berührung Seele geworden. Der alte Ethiker hatte den jungen Durchgänger besiegt. Er erkannte jetzt, daß er immer nur lieben konnte, während das Mädchen ihm enthüllt hatte, daß es in Haß versteint war.

„Du fürchtest Dich vor der Liebe?" fragte er leise und sah sie mit großen, ringenden Augen an.

Da fuhr sie seltsam getroffen auf und griff nach seiner Hand. „Das ist das richtige Wort! Ich fürchte mich davor! Es ist ja alles bloß Schwindel! Du bist alt, aber die Jungen, die sind alle Schwindler!"

„Alle? . . . "

„Ja! Denn es steckt doch immer dasselbe dahinter! Hinter dem, was sie reden, mein' ich! Sie wollen's bloß nich wahr haben! Damit sie was Besondres kriegen, was Poetisches! So'n Dreck! Wozu sind denn die Weiber da? Damit die Männer tun, was sie nich lassen können! Na also! Ich schmeiß' es ihnen gar nich vor! Kein Mensch kann was für seine Natur! Bloß keine Kinkerlitzchen drum rumhängen! Dann fängt erst das

Elend an! Dann denkt so 'ne Gans, sie is was mehr als . . . Na — ich bin ja nu in dem Beruf 'mal drin, wie Du sagst! Beruf, jawoll, den will ich auch anerkennen! Heute den, morgen den. Aber laßt mich in Ruhe mit dem ekligen Zeug, womit sich die reichen Leute besoffen machen! Geheimratstöchter sind auch nich glücklich!"

Sie hatte es wirr herausgesprudelt. Es mutete ihn wie ein höllisches Gemisch von Reinheit und Schamlosigkeit an. Ein aufrechter Mensch war sie jedenfalls, der sich ihm als Erstem offenbarte. Und trafen ihre Worte nicht sein innerstes Leid? Sie wußte nichts von ihm, aber es war so, als ob sie ihn lange kannte. Das, was sie jedem gab in ihrem Beruf, er forderte es auch von ihr. Zugleich aber mußte er wieder erkennen, daß ein lebendiger Mensch keine Sache war, die man bezahlen konnte. Er konnte es nicht. In ihm hatte der niedrige Dualismus, der Geist und Körper entwertete, keinen Platz. Ringend empfand er die alte Mannespein unlöslicher Verstrickung. Aber wie seltsam, daß sie ihn alt genannt hatte! Nur alt?! War er nicht noch etwas Anderes für sie? — — —

Er hielt sie an beiden Händen fest. „Alt bin ich? Alt?" fragte er mit rührender Bitte. „Wie meinst Du das? Kann ich denn alt sein, wenn ich zu Dir komme? Darfst Du mir wirklich mehr glauben als den Jungen?"

Sie sah ihn mit halbgeschlossenen Augen an. Dann bückte sie sich und küßte ihn auf den Mund. Er schwieg verwirrt. Sie setzte sich wieder auf seinen Schoß und streichelte nachdenklich seine rechte Hand. Jetzt fiel ihr Blick auf seine beiden schmalen Eheringe, die er nicht vom Finger gezogen hatte.

„Du bist Witwer", sagte sie leise.

„Ja. Und du bist sicher eine betrogene Braut."

Sie wimmerte. Er wußte nicht, ob das ein Lachen oder ein Weinen war. „Du hast 'ne Stimme! Das halt ich nich aus! Wenn Du Braut sagst!"

„Verzeih' mir . . Ich sage nichts mehr."

„Ich kann Dir von meinem Leben nichts erzählen! Wozu auch! Es is furchtbar traurig — das weißt Du wohl schon. Wenn ich bloß in das andere Leben richtig 'reinkönnte! Ganz richtig! Keine halben Sachen, hat mein Vater immer gesagt! Ach, wahrscheinlich mach' ich 'mal Schluß und gehe einfach fort!"

„Wohin denn?"

„Ich weiß noch nich. Vielleicht nach Hamburg. Da hab' ich 'ne Schwester. Die is blind und lebt doch ganz allein. Ist das nich merkwürdig? Ohne Bedienung, ohne Hilfe. Die schickt mich schließlich nich weg."

„Tu's bald . . . "

„Nein, nein, nein!! Ich kann ja nich! Ich bin ja so wild geworden! Ich kann ja nich so leben, wie die! O, Du Süßer! Einziger! Nun muß ich! Nun nimm mich! Nimm mich! Nimm mich doch! . . . . "

Sie umklammerte ihn, und ihn überkam die letzte Glut seines großen Lebens. Es war die letzte Frühlingsnacht. Er genoß sie. Er war nicht alt. Die Stunden zogen stumm und schwer durch den kleinen Raum. Lene hatte die Lampe brennen lassen. Als der Morgen graute, erlosch die Funzel. Häßlicher Qualm durchzog das Zimmer. Da erwachte Andreas. Er richtete sich auf und verließ das Lager. Lene schlief noch. Er öffnete ein Fenster und zog das Rouleau hinauf, um die Luft zu erneuern. Wie stach ihn da die

plötzlich eindringende Sonne. Es war so gekommen, wie es kommen mußte. Die ganze Nacht vorbei, der Morgen da...

Er benetzte sich mit dem Waschkrugwasser und machte sich fertig. Seine erste Ueberlegung war, ob er sie schlafen lassen, ein größeres Geldgeschenk (er bemerkte das ihm nötig scheinende Couvert dazu) mit freundlichen Zeilen auf den Tisch legen und verschwinden sollte. Klar mußte er jetzt bleiben. Klar. Keine sentimentale Reue aufkommen lassen. Die hatte etwas Nichtswürdiges. Nur von dieser Minute auf die nächste denken. Von dieser auf die nächste. Seine Stiefel knarrten. Sie erwachte und sah ihn lächelnd an.

„Ausrücken willst Du, Herr Professor?"

„Ich muß heim . . Es ist halb Sieben . . Ich wollte Dich schlafen lassen."

„Kann ich Dir Kaffee machen?"

„Nein, ich muß heim."

„Dann geh' in Gottes Namen."

Er näherte sich ihrem Lager und küßte das junge, halbnackte Wesen, das sich aufrichtete, wie ein Kind. Ihre Augen standen jetzt voll Tränen.

„Das hat noch keiner getan," sagte sie leise. „Am Morgen is immer alles vorbei. Wann kommst Du wieder?"

„Nie mehr. Ich danke Dir und werde immer gut an Dich denken. Aber wiederkommen — das darf ich nicht."

„Warum denn? Du bist doch ganz allein?"

„Eben darum. Es gibt eine Zeit im Leben des Mannes, wo er allein bleiben muß. Die Aufgaben sind zu groß. Verstehst Du mich?"

„Aufgaben? Du redest ja wie ein König? Wie'n Landesvater? Na so was Aehnliches bist Du wohl auch. Ich will Dir man sagen — ich hab' Dich wirklich lieb."

„Mein geliebtes Kind —"

„Ne, ne, nich Kind! Du bist schon einer, den man nich vergißt! Ich bin ganz stolz auf Dich! Aber daß Du nich wiederkommen willst . . ."

Andreas stand unschlüssig da. Er wagte es nicht zu sagen, was noch zu sagen war, und mußte sich doch dazu entschließen. „Kann ich Dir — Du darfst mir nicht böse sein, Lene — kann ich Dir nicht — — ich möchte mich gern erkenntlich zeigen."

Sie warf sich in die Kissen zurück und schloß ihre Augen. „Ne," flüsterte sie. „Ich denke, wir beide stehen anders . . ."

„Anders?"

„Jedenfalls — Geld nehm' ich nich von Dir."

„Etwas schenken kann ich Dir doch nicht."

„Geld will ich nich."

„Sei vernünftig. Du bist sehr arm, nicht wahr. Nimm's in übertragenem Sinne an, was ich Dir hier lasse. Es soll Dir Deine Sorgen ein bißchen erleichtern."

„Also gut. Ich bekomme zehn Mark."

„Du bist doch ein wunderliches Geschöpf."

Er holte etwas aus seiner Brieftasche und legte es auf den Tisch. Sie sah es nicht, da sie die Augen beharrlich geschlossen hielt. Jetzt näherte er sich ihr noch ein-

mal, küßte sie aber nicht mehr, sondern streichelte ihr nur die Hand. Da blinzelte sie ihn an. „Du weißt, wo ich wohne? Lene Kessel heiß' ich."

„Ja . . ."

„Auf Wiedersehen."

„Vielleicht."

Er ging hinaus. Sie blieb noch eine Weile liegen und räkelte sich, indem sie sich selbst eine trotzige Komödie vorspielte. Tränen liefen ihr dabei beständig über die Wangen. Plötzlich fuhr sie taumelnd auf und stürzte zum Tisch, um das Letzte zu sehen, was er ihr dagelassen hatte. Zwei Hundertmarkscheine sah sie liegen. Die betrachtete sie nun beständig, als ob es hübsche Bilder wären, Bilder vielleicht von ihm, und glättete sie an jeder umgestülpten Ecke.

(Schluß folgt.)

Knabenalter.*) Von Hermann Blumenthal.

Und die Tage folgten einander — aber sie brachten keine Abwechslung.

Wenn Dawid am Morgen erwachte, wehte ihm gleich der Hauch der Wirklichkeit entgegen.

In der Stube war es kalt, und die weißgetünchten Wände zeigten große feuchte Flecken. Es roch nach Kalk und Stroh, und die schwarze Mauer vom Hause gegenüber blickte so drohend herein.

Es dauerte lange, bis sich der Knabe an diese neue Umgebung gewöhnte. Wie sehr litt er in der ersten Zeit . . . Diese nassen rauchgeschwärzten Wände, der Gestank von verfaultem Obst und die Kälte der engen Gäßchen waren kaum zu ertragen.

Im Hause herrschte eine ewige Dämmerung, und an regnerischen Tagen mußte man sich in diesen winkeligen Gängen geradezu vorwärts tasten.

Der Hof war sein Schrecken. Dawid hielt den Atem an, so oft er an diesem Unrat vorbei mußte.

Es kam zu wenig Sonnenlicht durch die fast erblindeten Fenster in die Stube. Der Knabe konnte hier nicht heiter sein. Wenn er an Palechov dachte, fühlte er sich tief unglücklich . . .

Von traurigen Gedanken bewegt trieb er sich in diesem Stadtteil herum. Die sorgenvollen Mienen dieser Menschen, ihre gekrümmte Haltung und der große Kampf, den sie um das Alltäglichste und Winzigste führen mußten, bedrückte ihn sehr.

Wie war es nur möglich, daß sie sich in das Düstere ihrer Existenz fügten? Wie konnten sie ohne Hoffnung, ohne Streben nach etwas Höherem hinleben?

O, er hatte sich vom Leben einen ganz anderen Begriff gemacht!

— — Und die Tage folgten einander.

Es war ein trüber, feuchter Herbst.

Grau war der Morgen und die Straße in Nebel gehüllt.

In seinem dünnen Mäntelchen, die Bücher unter dem Arm, lief Dawid, mit hochgezogenen Schultern zur Schule.

Dann folgten einige Stunden gespannter Aufmerksamkeit im Klassenzimmer, in denen er nur selten den Lockungen der Phantasie folgen konnte und die Schulpausen in den langen Gängen, zwischen den lärmenden Jungen. Wenige lichte Bilder und dann wieder das ewige Einerlei!

*) Wir bringen diesen Absatz aus dem soeben erschienenen Werke Hermann Blumenthals „Knabenalter" (Verlag Marquardt & Co.). Dieser für sich selbständige Band bildet eine Fortsetzung des in Nr. 4 des „Morgen" besprochenen Romans „Kindheittage" aus dem Cyklus „Der Weg der Jugend".

Und am nächsten Tage: Dasselbe — ganz wie gestern . . . Auf aus dem Bett und nach der Uhr gesehen, eilig die Kleider umgeworfen, den Kaffee geschlürft — und fort; fort durch die gleichen Gassen, die Minuten zählend . . .

Dawid fühlte sich im Schulhause nicht behaglich und harrte sehnsüchtig auf den Glockenschlag . . . Auf der Straße konnte er laufen und lachen. Die Starre wich . . . „O, es ist nicht wahr! Das Leben ist doch schön!"

Aber dann zu Hause: das Schweigen der Mutter, das Atembeklemmende in der Luft, die stille Verzweiflung des Vaters . . .

Wenn nur die Sorgen nicht wären!

Es machte den Knaben nachdenklich. Er war bedrückt von diesem kleinen Leben. „Ein Mittel, großer Gott, zur Linderung der Not — und wäre es ein Kampf mit dem Drachen!"

*

Am Abend, wenn die Mutter aus dem Geschäfte kam, gab es soviel zu tun:

Es war kein Feuer im Ofen. Schmutziges Geschirr und Kaffeetassen standen herum und die Lampe mußte erst gefüllt werden.

Gekocht wurde nur am Abend.

Das Essen ließ jedoch lange auf sich warten.

Erst hieß es Ordnung machen, die Fenster verhängen, die Betten auftun.

In der Stube war es kalt und unbehaglich. Das Lämpchen rauchte. Die Flamme zitterte . . . Wenn die Vorbereitungen zu lange dauerten, durfte man nichts sagen. Sonst geriet die Mutter außer sich und warf Alles hin.

Unbeweglich lehnte der Onkel in seiner Ecke. Der Vater saß da, den Kopf in die Hand gestützt und sprach kein Wort . . .

Ach, es war ein trauriges Leben in der großen Stadt!

Blätter aus Fiesole. Von Otto Julius Bierbaum.

I.

(Erste Dezemberhälfte 1907.)

Nun wieder, nach drei Jahren, hier: Nachbar der Franziskaner; zwischen Mauern, deren Grund die alten Etrusker gelegt haben; unweit dem römischen Theater; gegenüber dem Hügel von Trespiano mit seinem Friedhofe, zu dem sich die toten Florentiner nachts mit Fackeln begleiten lassen. Zwischen mir und ihm der Mugnone. Noch will ich den Fluß nicht überschreiten. Noch danke ich für diesen Fackelzug, obgleich die Reise hierher einem Krankentransport sehr viel ähnlicher war, als einer Lustfahrt.

Doch war ich immer noch lebendig genug, mich auf der Talferpromenade in Bozen des helleren Lichtes dankbar und stark zu erfreuen, das die Sonne zu spenden beginnt, sobald man die Brennerhöhe hinter sich hat.

Der alte Noë (ein Schriftsteller, der sehr berühmt gewesen wäre, wenn er für Engländer und nicht für Deutsche hätte schreiben dürfen) hat versucht, zu erklären, warum die Sonne südlich des Brenners ihre Sache soviel besser macht als nördlich dieses Bergzuges. Hartleben, der den Alten (ihm wahlverwandt in mehr als einem Betracht) persönlich gekannt hat, meinte einmal zu mir, das sei eine rationalistische Erklärung gewesen, zu deren Verständnis man in einem unerlaubten Maße nüchtern sein müsse. Daher er (und Noë selber) sie niemals ganz verstanden habe. Es sei das aber auch überflüssig, denn der eigentliche Grund dieser Erscheinung liege im Menschen und nicht bei der Sonne. Nicht, als ob es

etwa vom Weine käme: sondern es käme von der Gnade des Südens, einem durchaus mystischen Phänomen, das sich jedem als Lohn mitteilte, der, einer sehr menschenfreundlichen Aufforderung Seiner Majestät folgend, den Staub des glorreichen Germaniens von den Pantoffeln geschüttelt habe.

Otto Erich hat so unrecht nicht gehabt. Nietzsches „Unschuld des Südens“ meint Aehnliches.

Ich muß immer an Hartleben denken, wenn ich „Franzensfeste, das Tor des Frühlings“, passiere. (Dieses Gedicht, das mehr Schmiß als Poesie hat, ist dennoch ein gutes Gedicht. Nur wirkliche Poeten sind imstande, gute Gedichte dieser ästhetisch nicht einwandfreien Art zu finden. Weil nur wirkliche Poeten im rechten Momente auf schöne Weise banal sein können.) Auch auf der Talferpromenade dachte ich an ihn. Wir waren uns Freund und Feind zugleich, standen uns sonderbar nahe und sonderbar fremd gegenüber; ein wunderliches Verhältnis. Ich glaube, wir hätten uns später doch einmal kennen gelernt.

*

Auf der Talferpromenade, die überhaupt allzu sehr aufs Renommieren hergerichtet worden ist (Palmen, die im Winter in Baumwolle gewickelt werden), steht jetzt ein Monument aus Marmelstein: Held Dietrich, wie er den Zwergkönig Laurin unter sich gekriegt hat. Kein Wunder: wenn der eine so groß und der andere so klein ist. Da man nur dies im Augenscheine vor sich hat, wirkt die Tat, die hier verewigt werden soll, nicht eben imposant. Das (im übrigen gut komponierte) Bildwerk braucht einen Kommentar, ist also als Monument mangelhaft. Ein alter deutscher Steinmetz hätte im Zwerg die boshafte Kanaille, den hinterlistigen Zauberer gezeigt, der überdies um sich gebissen und gekratzt hätte, und man würde dann, auch ohne die Hilfe des Herrn Baedeker, gewußt haben, warum es sich verlohnte, seine Niederlage in Stein auszuhauen. Von den neueren Deutschen würde es Ignaz Taschner so gemacht haben.

„Der arme Zwerg!“ sagte ein italienisches Fabrikmädchen zu einer Kollegin, „warum malträtiert ihn der große Lümmel so?“

Und da wollen die Italianissimi, daß alles Land bis zum Brenner italienisch sein soll und Bozen (nein: Bolzano) die Hauptstadt des Alto Adige! Wenn doch die braunen ragazze nicht einmal in der Rosengartensage Bescheid wissen.

Doch ist es keine scherzhafte Angelegenheit, daß die Signori allen Ernstes ihren Ruf: Haec est Italia diis sacra jetzt schon auf der Höhe des Brennerpasses ausstoßen, der ianua barbarorum, wie sie ihn freundlich heißen. Das ist doch wohl ein bißchen unbescheiden. Auch wenn man sich zu den guten Europäern rechnet und vom Geruche deutscher Jägerwäsche nicht ohne weiteres in patriotische Wallungen versetzt wird, dürfte man es mit einigem Rechte impertinent finden, daß uns unser schönes Südtirol einfach weggeographiert werden soll, weil mit der großen Wasserscheide der Zentralalpen als Grenze das Regno mächtiger konsolidiert dastünde in Europa. Quod non! Italien beginnt positiv nicht am Brenner, wenn es sich auch auf der Landkarte bequem und mit einem Anschein von geographischer Logik so konstruieren läßt. Selbst Napoleon war nicht imstande, diese allzu primitive Konstruktion lange aufrecht zu erhalten. Blutscheide ist wichtiger als Wasserscheide. Erst mit dem Trentino beginnt „Italien“. Die

paar Zypressen und Edelkastanien, die sich ein bißchen weiter nördlich hinauf gewagt haben, müßt ihr uns schon lassen, oh ihr Nachkommen der edlen Römer (und nicht weniger edler Germanen): auch schon deshalb, weil wir sie besser zu schätzen wissen als ihr. Italien beginnt, wo der Wald aufhört. Viel Gutes, das wir nicht haben, fängt dafür an, z. B. der Oelbaum, die Reiskulturen und eure schöne Sprache (obwohl sie im Trentino toskanischer Ohren keineswegs lieblich klingt). Ich denke: wir lassen es dabei: soweit die deutsche Zunge klingt (und dazu gehört das obere Etschgebiet), ist deutsches Land. Laßt das Si mit dem Ja ehrlich und in Frieden kämpfen, richtiger gesagt: das Schi mit dem Jo. Euer Gerede von der lateinischen Rasse, die ein Recht auf alles Land bis zum Brenner habe, ist ein Unsinn, weil es diese Rasse gar nicht gibt. Das echteste römische Blut in Tirol (die Ladiner) hält überdies zu den Deutschen, die dort aber auch ihrerseits so wenig reine Germanen sind, wie ihr reine Romanen seid. Es sind Tiroler, Signori: ein Mischvolk, das aber, indem es, dank dem Vorwiegen deutschen Blutes, deutsche Mundart annahm, auch deutschen Geistes geworden ist. Diese Tiroler haben eine harte Zunge, aber auch einen harten Kopf. Der Wall, den diese harten Köpfe bilden, ist die Grenze zwischen euch und uns. Daran wird eure konstruktive Geographie zuschanden werden, Illustrissimi, verlaßt euch darauf.

*

Daß ich auf diese Dinge gekommen bin, daran trägt der ewige Regen schuld und der infame Scirocco, den sie hier auch vento vallombrosiano nennen, weil er von Vallombroso herüberkommt. Er hat aber nichts von der herrlich herben Frische der Wälder da oben (die ein kostbares Vermächtnis der so heftig verabscheuten Großherzöge aus dem Erzhause Habsburg sind), sondern ist widerlich weich, — eine pomadige Luft, die melancholisch, unlustig, ja selbst böse macht. Ich glaube, daß die Etrusker nicht bloß aus Gründen der Sicherheit alle ihre Städte auf Bergeshöhen angelegt haben, sondern auch wegen der frischen Luft in der Höhe. Geht man jetzt in Florenz herum, wo es bald lau nebelt, bald lau regnet, so ist es wie ein Hin- und Herkriechen in einem Flaumfedersack. Kein Wunder, daß die Inseratenseiten der hiesigen Zeitungen in der Hauptsache Mittel gegen Neurasthenie anzeigen. Auch meine Nerven schnurren ärgerlich wie schlapp gespannte Darmsaiten einer alten Baßgeige. Und ich tremoliere, Apoll und allen neun Musen zum Trotz:

Unglücklich bin ich! Unglücklich bin ich!
Hol mich der Teufel: unglücklich bin ich!
Ich bin so unglücklich, daß es mir beinah Spaß macht,
So unglücklich zu sein, so über alle Maßen unglücklich:
Un-glück-lich!
Un-glück-lich!
Ah, welche Wonne, so un-glück-lich zu sein.

Nichts gefällt mir, — alles tut mir weh.
Nichts gelingt mir, — alles geht mir schief.
Was? Diese laue Heringslauge nennt sich Tee?
Ogottogottogottogott: fiel je
Ein Mensch so tief?

In meinem Garten stehn Besen, keine Bäume;
Alle meine Blumen sind welk und alt;
Meine Frau ist unerträglich; sie quält mich;
Alle ihre Worte sind spitz und kalt.
Der Himmel ist ein alter Aufwaschlappen, grau;
Draus träufelt schmutziges Spülichtwasser; au:
Gottverdammich! Dieser Kies!
Jeder Sztein ßticht mich wie ein Szpieß.
Aber das alles ist noch gar nichts: Auf mein Herz
Reimt sich Schmerz.

Jetzt heul ich entweder wie ein Hund,
Oder ich lach mich wie ein Teufel gesund.

Es mag ein Mißbrauch von Reim und Rhythmus sein, diesen schauerlichen Zuständen auf den Flügeln so schauerlicher Verse zu entfliehen, aber es ist ein Mittel, das ich zuweilen probat gefunden habe.

Nur hält es, wie alle Stimulantien, nicht lange an und hat, wie jedes Interim, den Schelm hinter ihm: eine Art moralischen Katzenjammers.

Hans Rosenhagen. Von Richard Muther.

Es geht wohl jedem so, daß er auf eine bestimmte Zeit als auf die zurückblickt, die seiner ganzen Persönlichkeit den Stempel aufprägte. Für mich waren es die Jahre, die ich 1883—95 in München durchlebte. Ich war dort Privatdozent. Ich beschäftigte mich mit Kunstgeschichte ebenso wissenschaftlich wie es jeder Privatdozent tut. Da plötzlich begann es zu gären. Ein seltsames Frühlingswehen ging durch die Luft. Für den, der es spürte, war die Welt verändert, er erlebte an sich selbst das alte Studentenlied: „Mich ergreifet schier ein Grauen, daß ich, Platon, über dir bin gesessen für und für." Man hatte das Gefühl, daß etwas Großes im Werden war, nicht nur eine neue Kunst, auch ein neues Schrifttum, ja überhaupt eine neue, von neuen starken Idealen erfüllte Menschheit. Wer damals abseits stand, kann über solche Träume nur lächeln. Man hat es mir oft gesagt, meine Geschichte der modernen Malerei sei nur Phantastik gewesen. Nichts, rein gar nichts hätte von den überschwenglichen Hoffnungen, die ich hegte, sich erfüllt. Und man hat mir andererseits auch zu verstehen gegeben, daß es meines Eingreifens gar nicht bedurft hätte; die moderne Kunst würde auch ohne meine Kritiken und ohne mein Buch ganz da sein, wo sie heute ist. Beides kann stimmen. Trotzdem möchte ich die Münchener Jahre in meinem Leben nicht missen. Es hatte einen Inhalt, ein Ziel. Mitzustreiten für Ideale, an die man glaubt, ist immerhin etwas, was die Jugend eines Menschen gut ausfüllen kann.

Zur selben Zeit, wie in München, begann es in Berlin sich zu regen. Man hatte auch dort dem Modernen die Tore der Ausstellungen künstlich versperrt. Das Publikum ahnte nichts von den Gedanken, die in den Köpfen der jungen Maler rumorten.

Plötzlich wurde Bresche geschlagen. Die Münchener Sezession setzte durch, daß sie auf einer der Ausstellungen am Lehrter Bahnhof eigene Säle erhielt. In den Winterausstellungen der Salons waren die Elfer, die Novembervereinigung und große ausländische Meister, die man nur vom Hörensagen kannte, zu sehen. Für mich war es lebensgefährlich gewesen, daß ich als Kritiker der Münchener Neuesten Nachrichten für das Moderne eintrat. Es regnete Drohbriefe. Deputationen aus dem alten Lager erschienen beim Verleger und bestürmten ihn, er möge einem jungen Menschen den Laufpaß geben, der frevelhaft das gute Alte in den Staub trete, um ein schlechtes Neues zu preisen. Ein Transparent mit der Inschrift: „Wenn Vorsicht die Mutter der Weisheit, ist Muther der Vater des Blödsinns" bewahre ich noch jetzt als lustiges Souvenir. In Berlin muß der Kampf, der durchgekämpft werden mußte, noch weit schwerer gewesen sein. Der Gegner war dort stärker, der Berliner Witz ist boshafter als der Münchener Bierhumor. Anton v. Werner hielt Reden; Begas und Meyerheim ulkten; als Kritiker der großen Blätter zeichneten in der Hauptsache alte Herren, die, selbst wenn sie sich nicht mit schnoddrigen Bemerkungen begnügten, doch schon zu salomonisch, zu „abgeklärt" waren, um noch Pionierdienste leisten zu können. Also lachte Berlin. Die ganze moderne Kunst wurde als Farce aufgefaßt, als ein unerhört dreister Scherz, den farbenkleckſende Straßenjungen sich mit dem sein Eintrittsgeld zahlenden Publikum erlaubten.

Nur in der kleinen Parterrewohnung des Hauses Nr. 19 der Frobenstraße hauste mit seiner alten Mutter ein junger Mensch. Am Tage war er Bankbeamter, abends schrieb er Artikel, denn er hatte eine Zeitschrift, „Das Atelier", gegründet, die in jedem Monat zweimal erschien. In diesem Blatt wurde die moderne Bewegung sehr ernst genommen. Alles, was die jungen Maler erstrebten, wurde mit Verständnis erörtert. Mancher kam über das, was chaotisch in ihm gärte, selbst erst zur Klarheit, nachdem Rosenhagen die klaren Worte geprägt hatte. So wurde er der Ratgeber der jungen Künstler; seine Dienste nahmen sie in Anspruch, wenn sie bei der schrittweisen Eroberung des Geländes einen Führer brauchten. Als Mann des praktischen Lebens wußte er ihnen oft Wege zu zeigen, die zu Zielen führten. Allwöchentlich an den Donnerstagabenden waren die jungen Berliner Maler und die Mitarbeiter des Atelier in der Frobenstraße vereinigt. Bei Bier oder Frankenwein wurde mit Leidenschaft und Hingebung über alles gesprochen, was die neue Kunst an Fragen aufwarf. Mancher Berühmte von heute hat als unbekannter Mensch bei Rosenhagen verkehrt; auch mancher Große des Auslandes war in diesem Kreise zu Gast. Gewiß, von politischer Tragweite war es nicht, was unter der rotverhangenen Lampe geplant und erwogen wurde, denn das Atelier kam über die eigentlichen Fachkreise nicht weit hinaus. Aber das, was das Kunstleben der Zeit bewegte, fand doch in dem Blatte den ersten kräftigen Widerhall. Die jungen Künstler, sonst als Tollhäusler behandelt, fühlten sich nicht verlassen, weil wenigstens einer da war, der ernst auf ihre Absichten einging. Und wenn das Publikum das Atelier nicht las, lasen es außer den Künstlern auch Schriftsteller. Mancher Jüngere hat hier Erleuchtung gefunden, mancher, der heute als Kritiker einer tonangebenden Zeitung wirkt, hat dem Atelier die entscheidenden Anregungen seines Lebens zu danken.

Solche Blätter sind nur in Jahren des Kampfes möglich. Wenn die Position erobert ist, haben sie ihre Arbeit getan. So hat das Atelier schon seit elf Jahren

sein Dasein beendet. Rosenhagen hat für große Blätter, für die Tägliche Rundschau und den Tag, für ausländische Zeitschriften und die Bruckmannsche „Kunst" geschrieben. Man kann nicht immer Pionier sein. Auf Zeiten der Hochflut folgen Zeiten der Ebbe, ausgefüllt mit all den oft recht langweiligen Arbeiten, die der Frondienst der Tagesschriftstellerei verlangt. Doch daß Rosenhagen auch heute noch ein ernster, sehr nützlicher Schriftsteller ist, muß ihm jeder lassen. Viele schreiben mit mehr Geist. Rosenhagen könnte das auch, wie gar mancher seiner Artikel zeigte. Doch mit dem Geist in der Kunstschriftstellerei ist es eine mißliche Sache. Von Raketenfeuerwerk, das einen Augenblick blendet, bleibt schließlich nur Asche übrig. Dem geistvollen Schriftsteller ist sein Geist lieber als die Sache, der er dient. Und die ganz Schlimmen sind diejenigen, die nur Geist markieren. Jeder kleine Literat, der von einem Verleger mit der Abfassung einer Künstlerbiographie beauftragt wird, glaubt heute die Gelegenheit benutzen zu müssen, eine neue Aesthetik, eine ganz neue Weltanschauung zum besten zu geben. Das Resultat sind dann Bücher, die an die Stelle im Hamlet erinnern: „Was leset Ihr, mein Prinz? Worte, Worte, Worte" — Bücher, die den Leser mit allerhand Dingen, die er gar nicht wissen wollte, abspeisen und gerade das nicht enthalten, was er nach dem Titel darin zu suchen berechtigt war. Rosenhagen bleibt immer positiv. Die Sache, der er dient, ist ihm viel zu wichtig, als daß er sie zum Anlaß nehmen würde, mit Esprit zu jonglieren. Gerade deshalb hat er zum Verständnis, zum wirklichen Verständnis der modernen Kunst ungeheuer viel beigetragen. Man kann ihm beistimmen oder nicht — lernen wird man fast immer. Hinter jeder Ansicht, die ausgesprochen wird, steht ein Mann, der seines Amtes mit heiligem Ernste waltet, ein Mann, der für das, was Kunst ist, sehr feine Nerven besitzt und sich über das, was die Kunst in unserer Zeit vermag, ein klares, fast unfehlbares Urteil bildete.

Wir gingen oft auseinander. Als vor 15 Jahren der Ruf nach neuer Phantasiekunst erscholl, ließ ich mich sofort von dem Sirenengesang locken. Ich glaubte eine Zeitlang, auch der Impressionismus sei nur eine Phase gewesen, einer von den vielen Ismen, die wir in schneller Aufeinanderfolge erlebten. Rosenhagen behielt seine Ruhe, seinen klaren Kopf. Nachdem er früher mitgekämpft hatte, bremste er nun, Und die Zeit gab ihm recht. Alle Warnungen, die er ausgesprochen hat, wurden durch die Entwicklung bestätigt; alle diejenigen, für die er eintrat, nicht als sie schon „gemacht" waren, sondern als sie erst gemacht werden mußten, erfüllten die Hoffnungen, die er bei ihrem Auftreten in sie setzte. Welcher Kunstschriftsteller unserer Tage kann eines so weiten Blickes, eines so festgefügten Urteils sich rühmen?

Er feiert am 1. Mai seinen 50. Geburtstag — mit seiner alten Mutter und in dem nämlichen Hause, wo einst in den schönen Jahren des Berliner Kunstfrühlings die Donnerstagsitzungen der Ateliergemeinde tagten. Da war es mir eine Herzenspflicht, ihm diesen Gruß zu schicken. Denn unsere schnellebige Zeit vergißt rasch. Die Herolde von früher werden ihr bald zu Mohren, die nur ihre Schuldigkeit taten. Der Historiker weiß, in dem großen Kampfe um eine moderne deutsche Kunst war Berlin die am schwersten einzunehmende Festung. Es wäre also undankbar, wollte er nicht dessen sich entsinnen, der für diesen Sieg das Menschenmögliche tat und auf den die schlichte, doch sehr ehrenvolle Devise „in serviendo consumor", wie auf keinen anderen zutrifft.

Memoiren.

Von Annette Kolb (München).

Mit dem Schreiben ist es so eine Sache. Wer schriebe zu seiner Freude? Man schreibt unter einem Druck, um sein Gewissen zu beruhigen. Manche mögen lächeln über diesen Satz; es sind noch genug Leute, die ihn recht gut verstehen werden. Das Schreiben ist mit viel innerem Frondienst und Unnatur, daher mit viel geheimen Widerwillen verbunden, und jede andere Kunst ist glücklicher. Allein wer eigene Gedanken und Anschauungen hat, der wird sich heftig gedrängt fühlen, sie entweder durch sein Leben zu behaupten, oder dann sie zu äußern, und er verkümmert, wenn es ihm nicht gelingt. Denn ein platonisches Denken gibt es nicht.

So muß ich mich denn für meinen Teil recht glücklich schätzen, daß die Memoiren Hornsteins nicht vor zehn Jahren schon erschienen sind. Was hätte es mir damals geholfen, über den unwürdigen Ton, in dem er über Wagner spricht, mich aufzuregen? Auch nicht der Schatten einer Möglichkeit, meine Auffassung zur Geltung zu bringen, wäre mir vergönnt gewesen; denn je jünger man ist, desto schwerer wird es einem gemacht.

Nicht immer ging es mir ja so gut wie eines Abends in einem Pariser Salon, wo ich einer Diskussion über Wagners Charaktereigenschaften beiwohnen mußte. Die Worte, die ich da im Eifer wahllos herbeisuchte, trafen ins Leere, und die Mienen meiner Zuhörer verrieten unverzüglich das Mißfallen und die Geringschätzung, die ich erregte; als plötzlich vom anderen Ende des Zimmers ein Mann herzutrat und die Rede, die mir mißlang, in meinem Sinne für mich hielt.

Es war ein Professor Coggia aus Palermo, der nun von Wagner erzählte: wie er durch Zufall in die Lage gekommen sei, ihm einige Dienste zu erweisen; von seinen Erfahrungen mit ihm, von Wagners Einfachheit und seiner großen Erkenntlichkeit. Wer in Wagners späteren Tagen, in seinem sogenannten „Glück", an Wagners Gesinnung irre werden konnte, der sei ihm innerlich so fern gestanden, daß er ihn nicht einmal von dem zufälligen Rahmen, der ihn umgab, zu unterscheiden wußte. Er sprach mit einer zwingenden Gelassenheit, der niemand zu widersprechen wagte: „Eine größere Unkenntnis vom Wesen eines solchen Menschen kann es nicht geben! Geistige Affinitäten sind für den Grad einer Bewandtnis, einer Beziehung zu ihm einzig bestimmend; und im tiefsten Sinne," schloß er, „ist das Genie familienlos." —

Um auf Hornstein zurückzukommen: nichts veranschaulicht uns doch mit solcher Macht die furchtbare Vereinsamung des Genies — (und auf sie gründet sich wohl zumeist dessen vielbesprochene Aehnlichkeit mit dem Wahnsinn) als die Berichte, die uns seine Zeitgenossen über ihn bringen. Wir neigen stets dazu, eine Zeit, die hinter uns liegt, zu idealisieren; denn was sie nicht überragte, ist schon verweht, und weil das Alltägliche überall das Vergänglichste ist, vergessen wir gerne, wie sehr es stets das Gegenwärtigste bleibt. In diesem Sinne nun schließen sich Hornsteins Memoiren direkt an die des Kapellmeisters Weißheimer. Beiden fehlt jegliches Distanzgefühl. In den Münchener Tagen tritt Weißheimer — einer der biedersten Anhänger, die Wagner im Unglück gefunden hatte — mit dem kleinlichsten Maßstab an ihn heran, und daß Wagner seine Oper „Körner" beim König Ludwig nicht befürworten will, kann er ihm gar nicht verzeihen. Dieser „Körner" hat sich so wenig wie seine anderen Werke als lebensfähig erwiesen, und von Weißheimer wüßte die Welt schon lange nichts mehr, überlebten ihn nicht seine „Erinnerungen", die in der Wagnerliteratur einen wichtigen Platz behalten werden. Auf jeder Seite zwar, und fast in jeder Satzwendung bekundet Weißheimer — obwohl er Opern schrieb und dirigierte — wie gänzlich sein Wesen innerhalb jener Schranken verblieb, welche den Philister vom künstlerischen Menschen scheiden. Allein die wertvollen Erlebnisse und Daten, die er zur Aufzeichnung brachte, entreißen seinen Namen der Vergessenheit, ohne daß wir ihn darum beneiden. Denn auf solche and andere gefälschte*) Dokumente hin hat sich die so bereitwillig aufgegriffene Mär von Wagners Undank gegründet!

*) Mit einem Gefühl der Niedergeschlagenheit werden manche die letzten Briefe Wagners an Frau Wesendonck gelesen haben. Daß hier eine Lücke gesetzt wurde, ist ein so schweres Unrecht, daß wir jene, die es noch gutmachen können, dringend daran mahnen müssen.

Fausttage in Weimar. Von Regine Deutsch.

Der Faust ist das Osternevangelium des deutschen Kulturmenschen. Doppelt gern nimmt man in diesen Tagen seinen Goethe in die Hand, um sich wieder einmal an der ewigalten und in jedem Frühling neuen Wahrheit der Auferstehungslehre zu erbauen! Gehören Faust und Ostern derart zusammen, so wird aus diesem edlen Zwei „ein köstlich Drei", wenn Weimar der Schauplatz der österlichen Faustaufführungen ist. „Dürft' es doch nicht anders sein."

Der Weimarer Oberregisseur Weiser hat zu diesen Festtagen eine Neueinrichtung des Faust geschaffen; keine „Bearbeitung" erfreulicherweise. Es galt ihm, den reinen, unverfälschten Faust der Bühne zu erobern. Dazu war es nötig, eine Einteilung zu finden, welche den Grenzen der Genußfähigkeit und Spannkraft der Zuschauer Rechnung trägt, ohne allzu beträchtliche Kürzungen an dem Riesenwerk vorzunehmen. Jenes ist in glücklicher Weise geschehen, indem jeder Teil an einem Tage in zwei getrennten Aufführungen gegeben worden ist, und zwar von 3 bis 6 und von 8 bis 11 Uhr, dieses, indem die Kürzungen sich lediglich auf Streichung von Worten und Entfernung von Rankenwerk beziehen sollten. Nur eine große Szene ist als Ganzes fortgeblieben: das Vorspiel auf dem Theater. Allerdings beklagte der Faustkenner auch in Weimar noch den Wegfall mancher ihm lieben Stelle; daß in der Schlußapotheose die Worte der seligen Knaben fehlen, ist schmerzlich; erklärlicher ist, daß in der klassischen Walpurgisnacht das Erscheinen des Schwanes zwischen den Nymphen fortgeblieben ist. — Die Einteilung ist folgende: Die erste Hälfte des ersten Teiles schließt mit der Hexenküche und bringt in der zweiten Hälfte die geschlossene Gretchen-Tragödie, einschließlich der romantischen Walpurgisnacht. Die erste Hälfte des zweiten Teils schließt mit der klassischen Walpurgisnacht und bringt in der zweiten Hälfte von den Helenaszenen an den Schluß des gewaltigen Werkes. Allerdings auch diese sechs Stunden Theater mit zweistündiger Pause stellen gewisse Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit der Besucher. Das Durchschnitts-Theaterpublikum einer Großstadt dürfte hierzu kaum imstande sein. Denjenigen, die tagsüber im Berufsleben stehen, dient das Theater meist nur zur Unterhaltung, zur Zerstreuung oder zur Anregung. Etwas anderes ist das Theater als ästhetische Anstalt, als Weihebühne. Für dieses hat die Großstadt in ihrem Getriebe und Gehaste keinen Raum; wir brauchen Feststädte für Festspiele. Bayreuth ist in vorbildlicher Vollkommenheit hier vorangegangen, Weimar, dessen Stätte geweiht ist für alle Zeiten, wäre wohl der geeignete Ort, ähnliches für das klassische Drama zu leisten, wie es dort für das Musikdrama geschieht.

Es kam noch einiges hinzu, die diesmaligen österlichen Faustaufführungen als besonders bedeutsam erscheinen zu lassen. Hundert Jahre sind vergangen, seit Goethe aus dem Drama des prometheischen Menschen, das fast seine ganze Schaffenszeit erfüllte, das Osterdrama schuf durch Einfügung der Osterszenen. Es galt also ein Jubiläum zu feiern. Ferner gab es eine wirkliche Neuaufführung: die der Weingartnerschen Komposition zum Faust. Verfasserin hält sich nicht für befugt, eine musikalische Würdigung hier zu geben. Nur auf einige allgemeine Gesichtspunkte sei hingewiesen. Eine Komposition zum Faustdrama darf keine Opernmusik sein, sie hat neben den musikalischen Aufgaben, die von Goethe selbst gestellt worden sind, wie der Tanz unter der Dorflinde, die Musik am Hofe des Kaisers u. a., da wo es erforderlich ist, die Anschauung zu unterstützen, der Phantasie Brücken zu bauen, Uebersinnliches, das das Auge nicht zu schauen vermag, durch den Ton zu übermitteln. Das gelang an einigen Stellen vorzüglich. Die klassische Walpurgisnacht ist wohl schwerlich je zuvor zu derartiger Wirkung gekommen wie durch die Weingartnersche Musik, daß die hierdurch erreichte Stimmung durch die Regiekunst, die eine Ausstattungsfeerie arrangierte, besonders im Schlußbild des Aktes, wieder verdorben wurde, ist nicht Schuld des Komponisten, der hier, wie meinem Laienohr schien, Gutes und Schönes bot. Aber nicht immer herrschte dieser Eindruck vor. Schon eine Ouvertüre zum Faustdrama scheint mir vom Uebel. Daß beim ersten Oeffnen des Vorhanges die Erzengel *singen*, statt jene himmlischen Worte zu *sprechen*, die keiner Musik bedürfen, weil sie wortgewordene Musik sind, schien mir ganz verfehlt. Dasselbe gilt von dem Schluß des Werkes. Des beschränkten Raumes wegen kann auf Einzelheiten nicht weiter eingegangen werden, aber: zuviel Gesang, eine zu opernhafte Anordnung der Chöre, das war der häufig wiederkehrende Eindruck, der die Freude an manchem beeinträchtigte.

Um kurz von den szenischen Anordnungen zu sprechen, so war vieles sehr gelungen, anderes eine arge Enttäuschung. Dazu gehören leider vor allem das Anfangs- und das Schlußbild im Himmel. In der L'Arrongeschen Aufführung im früheren Deutschen Theater war das ungleich wirkungsvoller, schöner und er-

habener. Dagegen waren die Seebilder sowohl in der klassischen Walpurgisnacht wie hinter Fausts Palast am Meer, einige Wandeldekorationen und Szenerien von malerischem Reiz und glücklichster Wirkung.

Ueber die Hauptdarsteller nur wenige Worte. Der Oberregisseur Weiser, der die Neueinteilung geschaffen hat und alle Vorarbeiten leistete, hatte dazu noch die große Aufgabe übernommen, den Mephisto zu spielen. Es war eine schöne, glücklich durchgeführte Leistung. Der Faust des Herrn Grube wirkte zuerst zu unruhig, zu komödiantenhaft, um im Verlauf der Aufführung sich zu geschlossenerer, annehmbarerer Darstellung durchzuringen. Die schauspielerisch-beste Leistung war die des Frl. Schneider als Gretchen. Sowohl die naive Innigkeit wie die Verzweiflung der Unglücklichen gelangen ihr vortrefflich.

Bei manchem Versagen, auf das hier hingewiesen werden mußte, boten die Aufführungen als Ganzes doch überwiegend Wertvolles; so daß man die Intendantur gern ermutigen möchte, auf dem Wege weiterzuschreiten, der Weimars Bühne wieder zur klassischen Stätte Deutschlands machen könnte. Ein Regisseur hat in diesen Ostertagen allerdings gänzlich versagt: der Wettermacher. Es gab zeitweise weiße Ostern. Und heut am dritten Feiertag scheint erst die Ostersonne und ladet zu einem schnellen Besuch in den Park um Goethes Gartenhaus; denn wie könnte man Weimar verlassen, ohne einen Gang getan zu haben an geweihter Stätte!

Billige Lorbeeren.

Der offizielle Bericht des Generals d'Amade über die Operationen vom 12. bis 16. März liegt nun vor. Sie richteten sich gegen einen Eremiten Mohammed-ben-Abdallah, gen. Bou-Nouala, d. h. der Hüttenmensch. Bei der Zaoujah Si-el-Ourimi hatte er sich niedergelassen und sammelte bei stetig wachsendem Einfluß die Stämme um sich, die durch die Franzosen zwischen Casablanca und Settat vertrieben sind. Mit Weibern, Kindern und Herden waren sie dort zusammengeströmt, in Tausenden von Zelten, einen weit gesteckten Douar bildend. Sie glaubten dem Propheten, daß sie in seiner Nähe unverwundbar wären. Die französischen Granaten sollten sie bald eines Besseren belehren. Am 15. März 2¼ Uhr begann der Vormarsch in den vier bekannten Abteilungen: Colonne du Tirs, du Littoral, de Bouznika, de Ber-Reschid. In zwei Kolonnen, fast wie bei Roßbach, nur daß der Seydlitz fehlte beim Feinde, dessen Widerstand nur sehr gering war: Zwei schwache Offensiv-Flankenstöße von 400 bis 500 Berittenen konnten durch eine Kompagnie Tirailleurs, eine Sektion Maschinengewehre und die Gebirgsbatterie abgewiesen werden. Die erste Linie blieb im ständigen Vorgehen gegen die stetig zurückweichenden Marokkaner. So ging's von 3 bis 5¾ Uhr vorwärts. Die Zusammenrottungen der Marokkaner auf einer Terrainwelle seitlich des Douars wurden heftig von vier Batterien beschossen, und zwar mit großem Erfolg. Man gibt zu, daß wohl an 1500 Marokkaner den Boden bedeckten — vor dem Zelte des Eremiten lagen sie in Haufen. Man verschweigt aber, wie viele Frauen und Kinder sich darunter befanden . . . Einbruch der Dunkelheit . . . weite Räume. Im Douar selbst ließ General d'Amade noch 150 Personen sammeln, darunter nur 60 Männer. So ganz aus der Luft gegriffen scheinen also die Anschuldigungen der Sozialisten und des radikalen Teils der französischen Presse nicht zu sein. Doch die Entfernung war groß: man schoß auf 3000 bis 4000 Meter.

Eigentümlich aber berührt der Schlußakt, der Befehl d'Amades zum Rückzuge nach Settat: 1. Keine Razzia, keine Plünderung hat stattzufinden. Die Repressalie wird im Anzünden des Douars bestehen. 2. Taktisches. 3. Der General empfiehlt, beim Durchmarsch durch die Douars, dieselbe Ordnung und Disziplin wie während der Aktion.

Bei uns würde nur 2., das Taktische stehen bleiben. 1. regeln die Kriegsgesetze (Kriegsartikel 31—35). 3. ist selbstverständlich. Diese beiden Ziffern illustrieren das bekannte Wort: qui s'excuse, s'accuse, doch mag es bei algerischen Tirailleurs und Fremden-Legionären anders sein. Gewiß bei den Senegal-Tirailleurs, die damals noch nicht teilgenommen haben. Das Verbrennen des Zeltlagers erscheint allerdings etwas lieblos. Jedenfalls eine eigenartige Pazifizierung . . . die Ruhe des Kirchhofes. Anerkennenswert dagegen ist die Marschleistung: 60 Kilometer in zwölf Stunden, teils in Gefechtsformation. Uebrigens hat sich die Taktik der Franzosen nicht unerheblich geändert. Man hat doch mehr Vertrauen zur Fernwirkung der modernen Feuerwaffen gewonnen. Bei General Drude im August und September: Karree-Formationen, Artillerie in den Ecken, Kavallerie an der Infanterie klebend — genau wie 110 Jahre früher bei den Pyramiden. Jetzt: Gefechtsentwicklung aus den Marschkolonnen, wirksamste Feuerkraft. Freilich fast ohne Gegner. Denn die französischen Verluste sind so gering, daß man gar nicht ihrer im offiziellen Bericht erwähnt.

C. v. Bredow.

Peripetie.

Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld,
Durchlauchtiger Ritter hoher Orden, Sänger und Held,
glitt auf dem Ritt nach dem Ruhm aus dem Sattel und blieb auf der Strecke; —
und nun liegt er im Drecke.

Erst zwar schwor er im hohen Gerichtssaal zwei Reinigungseide,
und das Vaterland glaubte dem hohen Herrn alle beide,
nämlich, daß er sich nie als Kynäde und Päderaste
mit Schmutzereien befaßte.

Aber Durchlaucht, wenn Du Dich schon von der Wahrheit entfernst,
warum gedenkst Du nicht der Zeugen Riedel und Ernst?
Solche Schwüre waren am Platze, wenn man nicht die Liebe
meist zu zweien betriebe.

Ja, nun sitzt man in Liebenberg in höchst fataler Bedrängnis,
und Maximilian Harden sitzt längst noch nicht im Gefängnis;
und noch manches vielleicht von Selbst- und andrer Befleckung
harrt noch der Entdeckung.

Des Fürsten Philipp zu Eulenburg und Hertefeld
ferneres Schicksal bleibt einstweilen dahingestellt.
Möglicherweise erklimmt er als künftiges Emporium
das Sanatorium.

J. Diot.

Theater.

Lustspielhaus: Gastspiel Henri de Vries. Immerhin ein ungewöhnlicher Fall: die Kunst, sieben Rollen in einer Stunde zu spielen, oder die Geschicklichkeit, sich hinter sieben Figuren siebenfach zu verstecken, — wie man will. Wenn sonst Virtuosen oder Reisekünstler fremdes Gebiet befahren, so suchen sie aus den Beständen ihres schöpferischen Vorrates aus, was am stärksten und sichersten wirken mag. Es wird eine enge Wahl getroffen, die sozusagen eine Verdichtung der künstlerischen Persönlichkeit erzielen soll. Die glänzendsten Züge, die tragfähigsten Kräfte einer Individualität werden zum hohen Relief aneinander geschoben, alles Kleine, Flache, Schwache dazwischen ausgestoßen oder vertuscht. Und ist so ein Gastspiel herum, so fragt man sich oft, wo denn hinter all diesen Uebermenschlichkeiten eigentlich der Mensch geblieben sein kann, den man bei dieser Gelegenheit doch auch ganz gerne kennen gelernt hätte, — wo die kleine Schwäche, die zweifellos zu diesem Adel, wo die Beschränktheit oder Brutalität, die unbedingt zu jener Kraft, wo das Minus, das nun einmal naturnotwendig zu jedem seelischen Plus gehört. Man hat, soferne man sich nur die Mühe nimmt, von den künstlerischen Fragen an die menschlichen hinüberzudenken, dann eher das Gefühl, gerade über das Wichtigste in der Kunst, über die unverrückbar menschliche Grundlage, mit sorgfältig ausgesuchten Uebertreibungen hinweggetäuscht worden zu sein. Ein erhabener Betrug hat das ganze Bild in zwei ungleiche Teile zerschnitten; und der dunklere Teil, der aller Erfahrung nach der größere sein muß, und in dem zweifellos die gehaltvollsten Kerne des ganzen Wesens ruhen, bleibt völlig im Unsichtbaren. Das ist das leidige Versteckenspiel der gastierenden Virtuosen.

Henri de Vries läßt sich auf solche Auswahl künstlerischer Erhabenheiten nicht ein. Ihm ist nichts daran gelegen, recht großartig zu erscheinen, wenn er nur recht vielfältig erscheinen kann. Sein Virtuosentum geht nicht darauf aus, seine künstlerische Individualität zu überhöhen, sondern darauf, sie gänzlich wegzueskamotieren; hinter sieben vortrefflichen Verstellungen verschwindet sie spurlos und ohne Rest. Siebenfach wechselt er, von zehn zu zehn Minuten etwa, Miene, Haltung und Sprechton auf das Vollkommenste; und wenn die siebenmal zehn Minuten um sind, weiß niemand zu sagen, von welcher Art eigentlich der Mann ist, der doch eben sein Bestes vor uns geleistet hat. Das Unheimliche eines solchen Eindruckes müßte den Genuß daran weitaus

überwiegen, — wäre man nicht der großen und der kleinen Wunder aller Schauspielerei schon zu sehr gewohnt. Keiner, mit dem wir im Leben eine Stunde lang in Lachen und in Weinen zugebracht haben, kann von uns gehen, ohne daß uns sein Wesen an irgendeiner wichtigen Stelle aufgeschlossen wäre; dieser Schauspieler kann es. Er holt unsere Freude und unseren Ernst mit den beweglichen äußeren Mitteln seiner Kunst — mit seinen Künsten also — aus uns herauf. Sein inneres Wesen bleibt dabei unbeteiligt und unsichtbar. Er zeigt, wie man sich hinter fremden Bärten verheimlicht, sich in fremden Kleidern verbirgt, sich mit fremder Stimme verleugnet: das ganze höchst reizvolle Kunsthandwerk des Theaterspiels. Auf der Bühne erscheinen hintereinander sieben Menschen, die der Untersuchungsrichter wegen einer Brandstiftung zu verhören hat. Und wirklich: es kommt nicht etwa einer, der sich den Spaß macht, jedesmal ein anderes Gesicht zu schneiden, sondern sie sind wahrhaftig alle da, — eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben —; jeder für sich, und jeder vom anderen nicht nur an Haar und Tracht, sondern auch an Blick und Schritt, im Tempo der Rede, ja in den Maßen des Körpers so gründlich abgesondert, daß man, träfe man sie an verschiedenen Orten, niemals an irgendeine Verbindung zwischen diesen Menschen denken müßte. Sie alle hat Herr de Vries ganz selbständig — nach vagen Angaben des Autors — erschaffen und reiht sie nun auf dem gemeinsamen Untergrund seiner indifferenten Körperlichkeit nebeneinander hin; wie der Plastiker ein Gebilde seiner Hände neben das andere hinsetzen kann, ohne daß dieses jenem auch nur im mindesten zu gleichen braucht. Und da haben wir vielleicht den Schlüssel zu der Seltsamkeit einer solchen Vorführung. Es sind plastische Künste, womit de Vries verblüfft, Künste, deren Wesen es ist, ein Material rundum zu formen, so daß seine äußere Erscheinung die innere Struktur völlig verleugnet. Und wenn diese Plastik in einem gröberen Sinne sich der Nase, der Kopfform, des Bauches bemächtigt, warum sollte sie das im höheren Sinne nicht auch mit der Stimme und der Sprechart zustande bringen? Auch hier handelt es sich im Grunde nur um ein Ausbiegen, Platthämmern oder Verdicken eines Materials, nach dem vorbedachten Willen des Formers, der inneren Struktur zum Trotz. Und plötzlich merkt man, wie die schauspielerische Plastik, diese scheinbar äußerlichste von allen Theaterkünsten, doch unvermutet tief nach innen gehen kann. Es ist gewiß — und anders könnte es gar nicht sein — daß diese sieben Menschen bloß mit raffinierter Geschicklichkeit vom Darsteller gemodelt und keineswegs von seinem innersten Selbst durchlebt sind. Aber ebenso gewiß ist, daß sie, so minutenschnell sie auch auf der Bühne vorbeieilen, uns keineswegs als starre Masken, leere Puppen oder blutlose Menschenhüllen erscheinen, sondern voll warmen Lebens, echt, jeder aus einem bestimmten Geblüt, aus einer eigenen sozialen Schicht, mit der Alltäglichkeit seines Typus und mit einem kleinen individuellen Zug noch obendrein erschaffen. Und doch nur Plastik, nichts als schauspielerischer Griff, ein Zusammenfügen raffinierter äußerlicher Geschicklichkeiten, Arbeit des Geistes und der Hände, bei völligem Verstummen der Künstlerseele. Ueberall Fertigkeiten und Einfälle des Herrn de Vries und nirgends de Vries selbst. Ein lebendes Vexierbild. Man denkt an Fregoli, den Verwandlungskünstler, — und weist den Gedanken dennoch sofort wieder weit von sich. Bei Fregoli ist die Verwandlung Selbstzweck; sein Problem ist das der Geschwindigkeit. „Seht her, es vergeht kaum eine halbe Minute, und ich bin schon wieder ein anderer; will sagen, ich habe schon wieder einen anderen Rock und einen anderen Bart!" Philosophie: Die Menschen sind an sich nichts, sie führen nur ihre Masken und ihre Kleider spazieren; und wer sich auf die Hexereien der Geschwindigkeit versteht, dem wird es leicht, in fünf Minuten fünfmal ein anderer zu erscheinen. Aber de Vries schlägt die Geschwindigkeit für nichts an (sie wird nur durch den Ablauf der Handlung bedingt und hat mit dem Wert seiner Leistung auch nicht das mindeste zu tun), und die Verwandlung ist ihm nur Mittel zum höheren Zweck: damit seine plastische Kleinkunst sich nach Gefallen auslebe. „Seht her, so vielerlei weiß ich vom Gehaben und Gebahren einzelner Menschen, und so vielfältig Verschiedenes daraus kann ich euch in so kurzen Spannen sehen lassen!" Andere Philosophie: Jedes Individuum ist eine Welt für sich, und Künstler ist, wer von diesen Welten etwas verstehen und nachschaffen kann.

Also doch um ein Hohes über Fregoli hinaus. Um so viel etwa, wie die Plastik dem wahren Leben näher zu kommen weiß als die Plakatkarikatur. Wie weit der Menschendarsteller mit diesen plastischen Fingerfertigkeiten herumzukommen, wie tief er damit vorzudringen vermag, ohne von seinem Selbst noch das Geringste herzugeben, hat de Vries in diesem Siebenrollengastspiel gezeigt. Ein wenig indiskret zog er so die handwerkliche Hülle vom Wesen seiner Kunst und ließ sehen, wie wenig göttlichen Atem der Spieler doch eigentlich braucht, um leidlich wahrhafte Menschen nach einem Ebenbild zu erschaffen. Und damit fällt er wieder tief unter die edlen Fremden (vom Schlage der Duse und Novellis),

die uns gelegentlich immer eine erlesene Auswahl ihrer besten künstlerischen Züge heranbringen. Um so viel etwa steht er ihnen nach, als kunstgewerbliche Kleinplastik von monumentaler Bildnerei entfernt ist. Denn der wahre Sinn ihres Erscheinens ist wohl, zu zeigen, daß jede große Kunst am Ende nur den Zweck hat, Monumente zu setzen, ragende Denkmäler des Höchsten und Schönsten, was der Mensch an einer gegebenen Wende der Entwicklung sein und vorstellen kann. „Seht her, so edel ist noch mein tiefster Schmerz, so erhaben noch mein bitterster Zorn, so gütig noch meine letzte Verzweiflung!" Ihre Philosophie: Aus der unendlichen Wirrnis dieser Welt gibt es für uns kaum einen sicheren Aufstieg zur Klarheit; aber der unzerstörbare Trieb dort hinauf ist in den großen Werken der Kunst dauernd bewahrt und zum Leben gebracht. Zwischen solcher bejahenden Weisheit, die aus dem edlen Stile spricht, und der spöttischen Negation fregolischer Karikaturisten steht als bedeutsames Bindeglied die emsige, kluge, scharfsichtige, menschenkundige, gestaltenfrohe Tüchtigkeit der vielseitig gewandten Künstler von der Art des Herrn Henri de Vries. Und darum ist es interessant, ihm und seinen sieben Veränderungen die eine Stunde lang nachdenklich zuzusehen.

Willi Handl.

Börsenehre.

„Jede Kaste hat ihre eigene Ehre, ihr eigenes Feingefühl, ihre eigenen Ideale, ja selbst ihre eigene Sprache." So läßt Sudermann in seiner „Ehre" den Grafen Trast sagen. Er hat mit diesen Worten keine neue Wahrheit enthüllt; niemals konnte der Begriff der Ehre als ein allgemein gültiger angesehen werden, mochten auch die verschiedenen Berufsstände selbst die Ansicht predigen, nur ihre Anschauung über Ehre sei zur Grundlage allgemeinen Handelns zu machen. Dem Offizier scheinen alle kaufmännischen Geschäfte mit seiner Ehre nicht vereinbar. Man weiß, wie sehnsüchtig der Kaufmannsstand danach trachtet, das auf seinem Berufe lastende Odium zu beseitigen. Oft mit Recht; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß eine ganze Anzahl kaufmännischer Geschäfte auch den peinlichsten Anforderungen der Moral und Sitte standhalten können. Dennoch ist die Kluft kaum zu überbrücken. „Wahre Ehre", schrieb Wilhelm der Erste in der „Allerhöchsten Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere im preußischen Heere" am 2. Mai 1874, „kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit, wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen." Würde man einen Kaufmann für ehrlos halten, wenn er nicht „unerschütterlichen Mut" und „selbstverleugnenden Gehorsam" bekundet? Und wenn die strenge Verschwiegenheit zum Begriffe der wahren Ehre für jedermann gehört, dürften Richter, ohne sich der Verleitung zur Ehrlosigkeit schuldig zu machen, nicht „im Namen des Königs" den verantwortlichen Redakteur einer Zeitung veranlassen wollen, Zeugnis über den Verfasser eines Artikels abzulegen.

Auch die Kaste der Börsenleute hat ihre eigene Ehre; und selbst zwischen ihr und dem Ehrbegriff anderer kaufmännischer Kreise besteht ein klaffender Unterschied. Der Bankier erblickt keine Ehrlosigkeit darin, den Ankauf von Wertpapieren zu empfehlen, während er selbst den Kurs des Papieres für hoch genug hält, um seine eigene Ware zu veräußern. Hundert andere Geschäftsarten ließen sich anführen, die vom Börsenmann nicht für unehrenhaft gehalten werden, und die doch ein anderer niemals ausführen würde. Es wäre unsinnig, darüber zu schelten, soweit nicht das Interesse der mit dem Bankier in Geschäftsverbindung Stehenden geschützt werden muß. Unzweifelhaft geht doch aber hieraus hervor, daß Mitglieder eines Berufsstandes niemals über Handlungen, die von dem Angehörigen eines anderen Berufsstandes ausgeübt werden, unter dem Gesichtspunkt der Ehrenhaftigkeit wahrhaft objektiv richten können. Der Satz ist so selbstverständlich, daß kein halbwegs Verständiger begreifen kann, warum er nicht immer Anwendung finden sollte. In der Tat wird auch niemals einem Arzt zugemutet werden, seine Berufstätigkeit von der Anwaltskammer beurteilen zu lassen, oder einem Rechtsanwalt, sich vor dem ärztlichen Ehrengerichtshof zu verantworten. Nur die Herren von der Berliner Börse müssen besondere Rechte für sich in Anspruch nehmen. Ihre Ehre scheint so fein ausgebildet zu sein, daß sie glauben, ganz besondere Rechte für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Diese Leute, die meist (aber nicht immer) mit Unrecht von einer großen Schicht unserer Bevölkerung gegen die Wohlfahrt des Volkes am ärgsten verstoßender Taten bezichtigt werden, maßen sich an, auch über diejenigen Journalisten zu Gericht zu sitzen, die (nur der Not ihres Berufes gehorchend) die Berliner Börse besuchen. Das Ehrengericht für die Berliner Börse hat es fertig bekommen, mir eine sogenannte Anklageschrift zu übersenden, weil ich Handlungen begangen haben soll, die mit „der Ehre oder dem Anspruch auf kaufmännisches Vertrauen nicht zu vereinbaren sind". Unter der Ehre im Sinne des Börsengesetzes ist, wie in einem früheren Falle gegen Herrn Georg Bernhard entschieden wurde, nur die kaufmännische Ehre zu verstehen. Das

furchtbare Verbrechen (über das ich hier schon berichtet habe, als ich in derselben Angelegenheit vor den Börsenvorstand zitiert wurde) wird darin gefunden, daß ich in einer von mir herausgegebenen Korrespondenz Angaben gemacht hätte, die zwar jeder Bankier und Bankvertreter, wie erweislich wahr ist, an der Berliner Börse erfahren kann, die aber nach Ansicht der Börsenbehörde nur durch „Indiskretion" von Angestellten erlangt seien. Ich will auf die Vorkommnisse selbst vorläufig nicht eingehen, solange die Hauptverhandlung nicht stattgefunden hat; nur versichern, daß die Herren nicht nur in bodenlos leichtfertiger Weise eine Anklage erhoben haben, sondern auch, daß ihre Behauptungen nichts anderes sind als der Deckmantel für die Furcht, sich auf Grund meiner Angaben vor ihrer Kundschaft verantworten zu müssen. Ich habe bis zum Ueberdruß nachgewiesen, warum die Mitteilung der ungefähren Umsätze im offiziellen Verkehr, deren ich mich „schuldig" gemacht habe, für die Beurteilung des Kurses von Wert ist; warum, ohne Mitteilung der Umsätze (die amtlich notiert werden müßten), Uebervorteilungen der Berliner Bankiers begünstigt werden. Nicht solche Uebervorteilungen sieht das Ehrengericht für strafbar an, sondern Veröffentlichungen, die als Handhabe zu ihrer Erkennung dienen können.

Wenn ich überhaupt zu einem Wort in eigener Sache die Spalten des „Morgen" in Anspruch nehme, so geschieht es nicht, um mich gegenüber den kindlichen Angriffen des Börsenehrengerichtes zu verteidigen, sondern nur deshalb, weil ich die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf die prinzipielle Bedeutung dieses Falles hinweisen will. Das halte ich für um so notwendiger, als die Berliner Börsenpresse natürlich wieder einmal schweigt (wo Reden am Platze ist) und in einem Teil der Zeitungen, die sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt haben, der Kernpunkt nicht ganz richtig dargestellt worden ist. Er liegt weniger in der ungeheuerlichen Tatsache, daß ein Journalist sich wegen angeblicher Verletzung der Börsenehre vor Richtern verantworten soll, die einer anderen Kaste angehören, sondern in erster Reihe in der großen Gefahr, die durch Anerkennung des Standpunktes der Börsenbehörde für jeden Besitzer von Wertpapieren liegen würde. Darum greift dieser Fall auch bei weitem über das Interesse dieses modernen Zweiges deutscher Journalistik hinaus. Selbst wenn nämlich die Behauptungen des Ehrengerichts der Wahrheit entsprächen (das Gegenteil wird bewiesen werden), würde hierdurch klar zum Ausdruck gebracht werden, daß die Handelspresse in ihrer Berichterstattung und Kritik über Börsenvorgänge nur auf das angewiesen sein soll, was ihr freiwillig von den Börsenkaufleuten gesagt wird. Damit macht sie sich zum Werkzeug dieser Kreise, die natürlich nur das mitteilen werden, was ihrem Interesse dienstbar ist. Ob die angebliche „Indiskretion" an der Börse selbst oder anderswo begangen wird, ist für die prinzipielle Beurteilung gleichgültig. In dem schon oben erwähnten Falle des Herrn Georg Bernhard hat sogar die Berufungsinstanz des Ehrengerichtes den ganz unhaltbaren Grundsatz aufgestellt, daß die ehrengerichtliche Zuständigkeit nicht an das Erfordernis geknüpft ist, daß die Handlung in den Börsenräumen oder zur Börsenzeit vorgenommen sein müsse. Es sei nur notwendig, daß zwischen der Handlung und der Tätigkeit an der Börse überhaupt ein Zusammenhang vorhanden ist. Nun denke man einmal an die Vorgänge zurück, die sich vor dem Zusammenbruch der Preußischen Hypothekenbank und der Kasseler Treber-Trocknungs-Gesellschaft abspielten. Die Frankfurter Zeitung hatte damals durch ihre Angriffe den Zusammensturz des Schwindelgebäudes herbeigeführt. Niemand wird bestreiten, daß sie sich damit ein großes Verdienst erworben hat, selbst dann, wenn sie das Material zu ihrem Feldzug (wie behauptet, aber von ihr bestritten wurde) gegen die Hypothekenbank von einem früheren Angestellten dieses Institutes, gegen die Treber-Gesellschaft von deren Konkurrenz erhalten hätte. Genau analog den (durch nichts bewiesenen) Beschuldigungen gegen mich in Zusammenhang mit jenem Urteil gegen Bernhard würde sich also das Ehrengericht berufen fühlen, wegen einer solchen Publizierung den Redakteur vom Börsenbesuch auszuschließen. Man wird mir zugeben, daß durch dieses Beispiel die ganze Sinnlosigkeit des Vorgehens illustriert wird, daß aber gleichzeitig auch die allgemeine Bedeutung dieses Falles dargetan wird.

Auch in anderer Beziehung ergibt sich, daß es sich hierbei nicht etwa bloß um die Frage handelt, ob Handelsjournalisten der Jurisdiktion des Ehrengerichtes unterstehen. Vielmehr zeigt sich bei diesem Verfahren auch die Unzulänglichkeit der gesetzlichen Bestimmungen über die Ehrengerichte der Börse. Hiervon kann aber jeder andere ebensogut betroffen werden wie ich, und es braucht nicht immer ein Journalist zu sein, der den Börsenbehörden unbequem wird. Es gibt kaum ein zweites Gesetz, das wie das Börsengesetz in seinen Bestimmungen über das ehrengerichtliche Verfahren mit einer Oberflächlichkeit ausgearbeitet ist, die jeder Willkür Tür und Tor öffnet. Einer der ersten Rechtsgrundsätze des Strafprozeßwesens ist die Trennung der Richterfunktion von der des Anklägers. § 22 der StPO. sagt, daß ein Richter von der Aus-

übung des Amtes ausgeschlossen ist, wenn er in der Sache als Beamter der Staatsanwaltschaft, als Polizeibeamter, als Anwalt des Verletzten oder als Verteidiger tätig gewesen ist. Sogar von denjenigen Richtern, die bei der Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens mitgewirkt haben, dürfen nicht mehr als zwei an dem Hauptverfahren selbst teilnehmen; ganz und gar ausgeschlossen sind die Richter der Voruntersuchung. Aehnliche Bestimmungen findet man in dem Ehrengerichtsverfahren der Anwaltskammer, der Aerztekammer und im Disziplinarverfahren gegen preußische Beamte. Nur das Börsengesetz hat es übersehen, diesen Rechtsgrundsatz anzuerkennen, und dieselben Herren, die als Ankläger fungieren, sind als Richter tätig; der Staatskommissar kann, braucht aber nicht die Einleitung des Verfahrens verlangen. Während aber das Ehrengericht der Berliner Börse wenigstens so viel Rechtsgefühl empfinden konnte, durch eine eigene Geschäftsordnung den mit der Voruntersuchung betrauten Richter von der Beschlußfassung in der Hauptverhandlung auszuschließen, wird auch hierbei das unzulängliche Ereignis. Ich kenne in der Tat Fälle, in denen ein Spruchrichter mit der Voruntersuchung betraut wurde. Noch unglaublicher ist, daß die Ehrengerichte der Börsen nicht einmal verpflichtet (sondern nur berechtigt) sind, eine Voruntersuchung einzuleiten. Es ist auch in meinem Falle nicht geschehen; die Anklage erfolgte vielmehr auf Grund von Vernehmungen durch Mitglieder des Börsenvorstandes, die schon zu meiner Vorladung nicht berechtigt waren, aber klipp und klar gegen die Bestimmungen der Börsenordnung verstoßen haben, indem sie später als Zeugen zu fungierende Börsenbesucher vernommen haben, ohne daß sie aus irgendeinem Paragraphen die Berechtigung hierzu herleiten könnten. Welchen Zweck haben alle Bestimmungen des Börsengesetzes und der Börsenordnung, wenn diejenigen Personen, die zu ihrer Aufrechterhaltung bestimmt sind, sie in der krassesten Weise übertreten. Natürlich hat man es auch im Gegensatz zu unseren sonstigen Rechtsvorschriften nicht einmal für notwendig gehalten, den Beschuldigten gegenüber den Zeugenaussagen (die man mir überhaupt nicht mitgeteilt hat) zu hören. All diese Fragen hätten bei der Beratung des neuen Börsengesetzes geregelt werden können. An Hinweisen hat es nicht gefehlt; der famosen Blockpolitik haben wir es zu verdanken, wenn nichts geschehen ist.

Ich beschränke mich für heute auf diese Angaben, die mir notwendig erschienen, um die juristische und wirtschaftliche Bedeutung des unerhörten Verfahrens zu kennzeichnen. Warten wir nun ab, wie sich die Berliner Handelspresse nach Kenntnis dieser Tatsachen benimmt; daß für mich nicht das letzte Wort gesprochen ist, sondern daß mein Kampf jetzt erst beginnt, brauche ich nach dem, was ich oben ausgeführt habe, nicht erst zu versichern.

Bruno Buchwald.

Zur Reklame.

Herr Professor Werner Sombart hat in Nr. 10 des „Morgen" einen Aufsatz über „Reklame" veröffentlicht, auf den uns Zuschriften nach Hunderten zugegangen sind, die einzeln zu beantworten unmöglich ist. Auch eine ganze Reihe von Arbeiten für und wider diesen Aufsatz sind bei der Redaktion eingegangen, und nur die falsche Auffassung einzelner Einsender veranlaßt uns, nochmals zu erklären, was der „Morgen" bei jeder Gelegenheit hervorgehoben und bei Beginn eines jeden Quartals ausdrücklich wiederholt hat, daß er nämlich eine nach jeder Richtung hin — nicht nur nach politischer — unabhängige Zeitschrift ist, in der jeder, der Diskutables in guter Form zu sagen weiß, zu Worte kommt. Es erübrigt sich daher, zu erklären, daß die Auffassung des Herrn Professor Werner Sombart über „Reklame" nicht auch die der übrigen Herausgeber und der Schriftleitung zu sein braucht. Wir sind jedenfalls der Ueberzeugung, daß Professor Sombart durch seinen Aufsatz die äußerst wichtige Frage ins Rollen gebracht hat, die in der gesamten Presse — in der Tages- sowohl wie in der Zeitschriftenpresse — nunmehr Gegenstand eingehendster Erörterung wurde.

Auch für den „Morgen" ist die Frage der Reklame nicht mit dem Aufsatze Werner Sombarts erledigt. Als Erster wird Hermann Bahr aus Wien zu dem Thema Stellung nehmen. Wir glauben sowohl den Freunden wie den Gegnern der Reklame zu dienen, wenn die Frage nach ihrer praktischen und künstlerischen Seite hin von namhaften Schriftstellern und Männern der Praxis behandelt wird.

Die Schriftleitung.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 32; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fessl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Einem kleinen Teil der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages: **Der Spiegel, München, Reitmorstraße 19,** bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.